

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Zum neuen Jahr 1855.

Da ich dieses schreibe, lieber Leser, ist es Frühjahr 1854. Drinnen in der Türkei schlagen die Völker aufeinander, und es geht wahrlich blutig genug her, daß die Völker mit diesem Aderlaß zufrieden sein könnten. Und sie wären es wohl auch, und möchten gerne auch ferner in Ruhe und Frieden leben; aber, wenn der erste Schuß gethan ist, so weiß man noch lange nicht, wann und wo der letzte fällt, und so wissen auch wir nicht, ob über kurz oder lang die Kriegesflamme nicht auch uns über dem Kopf zusammenschlägt.

Bei der mancherlei Noth und Heimsuchung, die wir ohnedies schon zu tragen haben, wird es eben dann eines festen Ankers bedürfen, um den schweren Sturm zu bestehen, und eines sicheren Hafens, in dem wir uns bergen können in den Tagen der Trübsal. Darum, lieber Leser, ist das Neujahrsgebieth diesmal besonders ernsthaft ausgefallen. Ich gebe es dir so, wie mir's selber um's Herz war, und ich meine, es könnte auch Manchem von Euch ein ruhigeres Herz machen, und vielleicht da oder dort eine trübe Neujahrswolke verscheuchen. Und so nimm es denn zu Herzen, wie es von Herzen kommt, als den besten Neujahrswunsch, den ich Hoch und Niedrig, Reich und Arm zu bringen weiß.

Es weiterleuchtet nah und ferne,
Es zuckt der Blitz am Himmelsrand,
Nacht zieht sich um die hellen Sterne
Und Dunkel deckt den nahen Strand.
Wie schimmer Zukunft dumpfes Grollen
Hörst du die fernem Donner rollen,
Doch Einer, mag die Welt vergeh'n,
Wird ohne Wandel fortbesteh'n.

Es gürten ringsum sich die Streiter,
Es greift der Mann zum scharfen Schwert,
Durch's Blatfeld braust der stolze Reiter,
Und Staub umwirbelt Mann und Pferd,
Die Völker, wie des Meeres Tosen,
Lautbrandend aufeinander stoßen,
Doch Einer, mag die Welt vergeh'n,
Wird ohne Wandel fortbesteh'n.

In heißen Sonnenbrandes Blüthen,
Im kalten Sturm der Witternacht,
Wie sie zu Tausenden verbluten,
Die Opfer der durchkämpften Schlacht,
Mit leisem Wort, mit matten Händen
Ein lezt Gebet zum Himmel senden,
Zu dem, der, wenn die Welt vergeht,
Doch ohne Wandel fortbesteht.

Heut' sisset noch auf stolzem Throne
Der Herrscher einer halben Welt,
Wer weiß, ob morgen nicht die Krone
Betrümmeret ihm vom Haupte fällt,
Ob morgen nicht, mit Stern und Orden,
Der Mann ein Häuflein Staub geworden!

Nur Einer, mag die Welt vergeh'n,
Wird ohne Wandel fortbesteh'n.

Nicht du, nicht ich, sind so begnadet,
So groß an Ruhm, so reich an Macht,
Doch, wenn der Herr zum Abschied laßt,
Harrt Aller eine Todesnacht,
Harrt Aller nach des Lebens Sorgen
Ein lichter Auferstehungsmorgen,
Denn Einer, mag die Welt vergeh'n,
Wird ohne Wandel fortbesteh'n.

Drum sei in Lebensnoth und Stürmen,
Der Eine stets dein Hort und Schild,
Wie hoch sich auch die Bogen thürmen,
Wie brausend auch der Sturmwind brüllt;
Hast du im eignen Herzen Frieden,
Laß ringsum Sturm und Kämpfe wüthen,
Denn Einer, mag die Welt vergeh'n
Wird schirmend dir zur Seite sich'n.,
St.

Baden zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Hundert Jahre waren verfloßen, seitdem die Schrecken des Bauernkrieges über unser Deutschland gegangen waren. Nicht ohne Schuld daran waren Adel und Geistlichkeit gewesen, und wenn es auch ausgemacht ist, daß solche Bauernaufstände vor dem Auftreten Luthers schon da waren, wie z. B. im Elsaß, so ist auch nicht zu leugnen, daß sich an vielen Orten die durch Luther angefangene religiöse Bewegung als ein mitwirkendes Element mit den politischen Aufregungen des Bauernkrieges verbunden hatte. Dieses war namentlich in Waldehuber der Fall gewesen.

Die Bauernkriege hatten sich über den Elsaß, den Breisgau, das bischöflich speierische Gebiet, über Kinzigthal, Hegau, den Schwarzwald, vom Bodensee bis an den Rhein, die Donau, den Neckar, durch den Odenwald bis in die Thäler der Tauber und Jart, und weiter nördlich nach Franken und Thüringen verbreitet. Schlösser, Kirchen und Klöster hatten die Greuel dieses Kriegs erfahren, eine furchtbare Verwilderung hatte sich in demselben neben mancher tieferen, edlern, religiösen Richtung geoffenbart.

Die innere Haltlosigkeit und Zersplitterung der Kräfte des Bauernvolkes, das durch die Noth hervorgerufene Zusammengehen, und die größere Waffenübung des Adels hatten die aufstrebenden Flammen wieder niedergeschlagen, und manche an sich gerechte Forderung des Bauernstandes war durch Schwert und Scheiterhaufen zum Schweigen gebracht worden. Wie aber Badens Regenten von jeher unter allen Fürsten Deutschlands durch hohe Tugenden in Krieg und Frieden

hervorleuchteten, so wußte auch der damalige badische Markgraf mit seinen Bauern die Sache wieder in Frieden beizulegen.

Es herrschte nun zwar nach den Zeiten des Bauernkriegs äußerliche Ruhe. Aber überall sah man die Trümmer der Zerstörung, die Greuel barbarischer Verwüstung, überall Armuth, Noth, im Verborgenen fortglühender Haß, oder selbst offen ausbrechende Feindschaft.

Der Verkehr in Handel und Wandel war gehemmt, Mißtrauen ausgesäet unter allen Ständen, als eine giftige Ausfaat, die nur in den Kriegesflammen eines dreißigjährigen Krieges wieder ausgerottet werden konnte. In den Städten nahm die Leppigkeit, die Sittenlosigkeit, der Zwiespalt überhand, auf dem Lande machten Müßiggang, Trunksucht, Rauferei, Rohheit, Fluchen und Schwören sich breit, zwischen beiden wucherte der Geist gegenseitigen Hasses, namentlich da der Adel zum Theil in den Städten sich angesiedelt, und das städtische Regiment vieler Orten in seine Hand genommen hatte.

Fünzig bis sechzig Jahre vor dem Ausbruch des dreißigjährigen war der erste Religionskrieg ausgebrochen. Jung und Alt war dem Waffenhandwerk nachgezogen, um dem Glende des häuslichen Heerdes zu entfliehen, und was sie aus dem Getümmel des Krieges heimbrachten an die Stätten der Heimath, war neue vermehrte Unsitte und Verwilderung.

Dazu kam, daß damals Deutschland nicht nur in hunderte von kleineren und größeren geistlichen und weltlichen Gebieten zerpalten war, was insbesondere auch von Baden galt, sondern daß die religiösen und kirchlichen Verhältnisse theils neu und damit noch nicht recht fest gestaltet waren, theils die Regierungen den Völkern mancherlei Gewissenszwang angethan, an manchen Orten gegen oder für die einmal angenommene Religion grausame Maßregeln blutiger Gewalt angewendet hatten.

In den jetzigen badischen Landen bestanden damals gar mancherlei Herrschaftsgebiete.

In dem südlichsten Theile zwischen Bodensee und Schwarzwald lagen bischöflich konstanziſche Besitzungen mit der Stadt Konstanz selbst, in welcher durch östereichische und spanische Waffen die Reformation wieder ausgerottet, und welche Stadt in Folge dessen aus einer freien Reichsstadt eine östereichische Landstadt geworden, und durch zahlreiche Auswanderungen Handel, Gewerbe und Wohlstand eingebüßt hatte.

An das konstanziſche grenzten die Besitzungen der Grafen von Fürstenberg, der Abte von Petershausen und Salem, die Reichsstädte Ueberlingen und Pfullendorf, theils lagen dort größere

und kleinere ritterschafiliche Besitzungen, besonders die der Grafen von Sulz und von Lupfen.

Von Konstanz ab, längs des Rheines, über den Schwarzwald herein, nach Freiburg, Breisach und in das Elſaß hinüber lagen östereichische Besitzungen, die sogenannten Vorlande. Defreich war nicht allein in seinen Erblanden, z. B. in Steiermark, sondern auch in unseren Gegenden überall aufs strengste der neuen Lehre entgegengetreten. In Balbschut, wo unter allen Städten des Landes zuerst die Reformation, wenn auch in sehr entstellter Weise, Boden gefunden hatte, in Kenzingen, wo dies ebenso der Fall gewesen war, und wo die Glieder vom Rath, z. B. der Rathschreiber mit noch 15 andern emhauptet wurden, hatte Defreich die katholische Lehre wieder zur herrschenden gemacht. Selbst in Hauensteinischen wurden jährliche strenge Mahnungen von den Kanzeln wider die neue Lehre verlesen, und das Volk mußte auf derenhaltung beichten und communiziren.

Auch in der ortenauschen Landvogtei, worin Offenburg, Gengenbach, Zell, ehemals freie Reichsstädte, jetzt unter östereichischer Vogtei, war die katholische Religion wieder herrschend geworden.

Zwischen den breisgauischen Besitzungen des Hauses Defreich lagen die dem Kloster St. Blasien, der Abtei St. Peter, dem Johanniterhaus zu Heiteröheim zugehörigen Länderteile, dann die zur badischen Markgrafschaft gehörigen Herrschaften Saufenberg, Röteln, Badenweiler, Hachberg, Kürnberg, Usenberg, nebst dem bischöflich baselschen Amt Schliengen.

Weiter abwärts im Lande lagen die Gebiete des Klosters Eitenheimmünster, die zwischen Baden und Nassau-Saarbrücken getheilte Herrschaft Lahr-Mahlberg, die Herrschaft Hohengeroldseck, das württembergische Gebiet um Hornberg, die ortenauschen Ritterschaftsorte, das Kloster Allerheiligen, bischöflich straßburgische Ortschaften im Renschthale, die Hanau-Lichtenbergischen Aemter Willstätt und Lichtenau.

In diesen Gegenden war außer den badischen Gebietstheilen die Reformation besonders in Lahr und Mahlberg, im Hornbergischen und Hanauischen eingeführt.

Weiter treten wir in die obere und untere Markgrafschaft Baden, von Bühl bis Graben und Pforzheim, an welche hinter Baden die Grafschaft Eberstein, bei Graben das bischöflich speierische Gebiet grenzte, wozu namentlich Bruchsal gehörte. An das Speierische stießen bei Schwesingen die Länder des Kurfürsten von der Pfalz, in welchen ebenfalls die neue Lehre, wiewohl nicht die lutherische, sondern die reformirte eingeführt war, und an die Pfalz grenzte das geistliche Kurfürstenthum Mainz, dessen Gebiete sich tief in den Odenwald hinein erstreckten.

Von Bruchsal aus in das Gebirge lagen die Besitzungen der freichgauischen Ritterschaft, größtentheils der neuen Lehre zugethan, so wie das geistliche, später weltliche Stift Ddenheim, und am nordöstlichen Ende des Landes die meistens zur Reformation übergetretene Grafschaft Wertheim, nebst einzelnen Stücken des Bisthums Würzburg. Ueber die damals badischen Landestheile aber, lieber Leser, und deren Geschichte, müssen wir etwas genaueren Bericht geben.

In früheren Zeiten waren die einzelnen Stücke, nemlich die Herrschaft Saufenberg, — Röteln und Badenweiler, die Herrschaft Hachberg und Usenberg, die obere Markgrafschaft Baden mit den Aemtern und Drien Bühl, Schwarzach, Stollhofen, Steinbach, Baden, Ettlingen, — sodann die untere Markgrafschaft mit einem Theile von Gernsbach, (das andere gehörte den Grafen von Eberstein) mit Langensteinbach, Pforzheim, Stein, Durlach, Mühlburg, Graben — bald unter einem, bald unter mehreren Regenten gestanden, waren getrennt, vereinigt und wieder getrennt worden, bis Markgraf Christoph I zu den beiden untern Markgrafschaften 1503 auch die oberländer Herrschaft erbieth, und so das Ganze zusammen regierte. Er war ein vortrefflicher Fürst, und erhielt für seine ausgezeichneten Dienste im Kriege gegen Frankreich und die Niederlande von dem Erzherzog Philipp von Oesterreich auch die überheinische Herrschaft Rodemachern im Luxemburgischen. Leider aber sollte die Einheit nicht lange dauern, denn schon nach ihm kam das Land unter seine drei Söhne, Bernhard den Dritten, welcher die überheinischen Besitzungen erbieth, Philipp, welcher Baden und Durlach, und Ernst, welcher die oberländer Herrschaft erhielt. Bald starb jedoch Philipp, und von seinen Brüdern erhielt Bernhard die sogenannte Markgrafschaft Baden-Baden mit den oben angegebenen Aemtern, Ernst aber die untere. Nach diesen beiden werden auch die beiden Stämme des badischen Regentenhauses von da die Bernhardinische und Ernestinische Linie genannt.

Markgraf Ernst war zwar der neuen Lehre innerlich zugethan; die drohende Stellung Oesterreichs, so wie auch der Wunsch, in der katholischen Kirche selbst auf ruhigem Wege Manches zu bessern, wie schon sein Vater Christoph gewollt hatte, hielten ihn aber von entscheidenden Schritten zurück. Er starb im Jahre 1553.

Sein Sohn und Nachfolger Karl II. aber führte in allen seinen Landestheilen seit 1555 die Lehre der Reformation ein, und starb 1577.

Er hatte drei Söhne; der älteste Ernst Friedrich zu Pforzheim, starb 1604, der zweite Jakob zu Hachberg, welcher in seinem Lande die katholische Lehre, die er selbst angenommen, wieder einführen wollte, war schon 1590 gestorben, und so kam der

dritte Sohn Georg Friedrich, bisher Besitzer der Herrschaft Saufenberg, Röteln und Badenweiler in den Besitz der untern Markgrafschaft Pforzheim-Durlach, nebst der Herrschaft Hachberg zu seinen oberländer Landestheilen. Von ihm werden wir später mehr hören.

In der Markgrafschaft Baden hatte schon der früh verstorbene Philipp I. vor 1530 Veränderungen zu Gunsten der neuen Lehre vorgenommen, Bernhard III. von Rodemachern hatte nach Philipp's Tode, wie bereits gesagt, Baden geerbt und darauf die Reformation in diesen Landestheilen förmlich eingeführt. Auch Bernhards Sohn, Philibert, war darin fortgefahren.

Sein Sohn und Nachfolger aber, Philipp II., selbst in der katholischen Religion erzogen, führte dieselbe von 1569—1588 in seinen Landen wieder ein. Er starb kinderlos. Baden war aber bereits wieder getrennt; denn schon Bernhard III. hatte zwei Söhne hinterlassen, von denen der jüngere, Christoph II., die Rodemacherschen Besitzungen geerbt hatte, während Philibert das Stammland Baden erhalten hatte.

Dieser Christoph nun hatte einen Sohn, Eduard Fortunatus, welcher, als anno 1588 sein Neffe, Philipp II. von Baden, kinderlos gestorben war, die überheinischen Besitzungen verließ, um die Regierung in Baden anzutreten.

Dies bestand aber gleich anfangs nur darin, daß er die Landstände versammelte, um ihm seine vielen Schulden zu bezahlen. Dann vermählte er sich zuerst heimlich mit einem niederländischen Edelfräulein, zog aus seinem Lande fort an den niederländischen Hof, machte Reisen, und solche Schulden, daß er drauf und dran war, sein Land gegen eine Summe von 37,000 Thalern an einen reichen Augsburger Kaufmann zu verpfänden.

Das aber durften seine Vetter, die Markgrafen von Baden-Durlach, nicht gestatten. Markgraf Ernst Friedrich zu Durlach besetzte deshalb, weil alle Gläubiger Eduard Fortunatus sich an die gesammte Markgrafschaft hielten, und weil er jedenfalls die obere Markgrafschaft nicht wollte in fremde Hände fallen sehen, im Jahr 1594 die ganze Markgrafschaft Baden. Dies bereitete ihm jedoch vieles Unangenehme. Der leichtsinnige Eduard Fortunatus suchte ihn durch Gift aus der Welt zu schaffen, was aber vorher entdeckt wurde, sammelte dann ein Heer im Ueberhein, was den Markgrafen zwang, ein Gleiches zu thun, sich dadurch in Schulden zu stürzen, und zu deren Zahlung die Aemter Besigheim und Mündelsheim, später auch in ungleichem Tausch, Liebenzell und Altensieig an Würtemberg abzutreten, wodurch er die schönsten Waldungen verlor.

Die Sache kam vor den Kaiser; während dessen starb aber im Jahre 1600 Eduard Fortunatus, nach-

dem er vorher sogar noch Straßenräuberei und Fälschmünzerei getrieben hatte, auf seinem Schlosse im Sponheimischen durch einen in der Trunkenheit gethanen Fall, von der Treppe.

Da nun Eduard Fortunatus mit einem gewöhnlichen Edelsträulein nicht fürstlichen Geblüts vermählt gewesen war, so erkannte Ernst Friedrich deren Kinder nicht als erbberichtig an. Der eine Sohn, Hermann Fortunatus, kam zwar in den unbestrittenen Besitz der oberrheinischen Landschaften, aber Wilhelm, dem andern Sohne, verwehrete Ernst Friedrich die Besignahme der obern Markgrafschaft, nahm auch die badische Hälfte von Lahr und Mahlberg weg, und ließ sich nun von den Untertanen der obern Markgrafschaft huldigen.

Die Sache kam vor den Kaiser, welcher zwar den Herzog von Baiern zum Regierungsverwalter für Baden ernannte, aber als Ernst Friedrich im Jahre 1604 starb, war er thatsächlich im Besitz des Landes, und da, wie wir oben erzählt haben, der Markgraf Georg Friedrich von Saufenberg-Nöckeln nun der einzige überlebende von den drei Brüdern war, so kam dieser nach Ernst Friedrichs Tode, selbst mit Einwilligung des Kaisers, in den alleinigen Besitz sämmtlicher damals badischen Landestheile. In der Religion ließ er ihnen unbeschränkte und ungefränkte Freiheit. Wilhelm, der Sohn Eduard Fortunatus, lebte unterdessen im Auslande, besonders am kaiserlichen Hofe und Heer, in hohen Ehrenstellen, bis er 1622 in den Besitz seiner Länder kam, wie wir bald sehen werden.

So standen die Verhältnisse in unserem Vaterlande, als die Wetterwolken des langjährigen schweren Krieges sich über den deutschen Völkern zusammenzogen, dessen Krieges, der keinen andern Erfolg hatte, als tiefe, kaum heilbare Wunden für Deutschland, welche fortgeblutet haben und fortbluten bis auf diesen Tag.

Wie es vor dem Gewitter weiterleuchtet in der Ferne, und dumpfe Donnerschläge vorher über die Berge rollen, — bald zur Rechten, bald zur Linken, bald hinter uns, bald vor uns, dann immer näher, immer lauter, immer drohender und schrecklicher, so war es auch damals. Da und dort waren schon Funken aufgefliegen wie von einem heimlich glimmenden Brande; man hatte noch gelöscht, wo es möglich war. Aber die Gluth wurde immer stärker, die daran schürten, offen oder heimlich, wurden immer zahlreicher, immer ungestümer, die tolle Verbitterung immer tiefer eingepflanzt in die Herzen des armen betrogenen Volkes. Hier der Kaiser, sich als Schirmherr der katholischen Kirche betrachtend, die selbstherrlichen Bestrebungen andersgläubiger Reichsfürsten fürchtend, dort die protestantischen Fürsten, den neuen Glauben erfassend, nicht allein als ein Ergebnis innerer Ueber-

zeugung, sondern vielfach als ein Mittel freier zu werden von Kaiser und Reich, oder gar reicher an Macht und Gut durch eingezogene Güter und an sich genommene Macht der Kirche, hier die seit kaum hundert Jahren in Spanien entstandenen Jesuiten, welche nach längerem Widerstreben der Städte besonders in Constanz und Freiburg sich festgesetzt hatten, offen und heimlich die Bekehrung oder Ausrottung der Kezer predigend, dort, ebenso schroff starre Anhänger Luthers, das Reich des Papstes zu Rom als ein Reich des Antichristes bezeichnend, hier in den hohen und höchsten Kreisen vielfach sich widerstrebende politische Bestrebungen, dort in den Städten üppige Sinnlichkeit, in dem niedern Volke verwahrloste Nothheit und atergläubischer Glaubenshaß, der wahre lautere Christinn überall untergegangen, oder wo er noch fortlebte, still, bescheiden, bange sich zurückziehend und schweigend vor den drohenden Zeichen einer unheil verkündenden Zukunft.

Wahrlich ein aus solchen Elementen und Stimmungen heraus geborner Krieg mußte ein schrecklicher werden.

In den östreichischen Vorlanden herrschte eine bedenkliche Aufregung. Vielfach waren die Bewohner mit Zahlungen und Truppenaushebungen für Oestreich heimgesucht worden, und wenn ein Erzherzog diese Lande besuchte, geschah es meistens, um die Stände zu neuen Geldbewilligungen zu vermögen. Als daher 1611 eine neue Steuer ausgeschrieben wurde, nach welcher von jeder verzapften Maas Wein ein Kreuzer bezahlt werden sollte, griffen die Hauensteiner zu den Waffen, eroberten Rheinfelden, zogen vor Waldshut, und ließen nur durch nachbarliche Vermittlung der Schweizer sich zur Ruhe bringen.

Im Jahre 1608 hatten die protestantischen Fürsten ein Bündniß unter dem Namen „Union“ geschlossen, dessen Haupt der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz war, und dem auch Georg Friedrich von Baden sich angeschlossen hatte; 1609 thaten die katholischen Fürsten, an deren Spitze der Herzog Max von Baiern stand, ein Gleiches. Ihr Bund hieß die „Liga“, und der Kaiser stand auf ihrer Seite.

Schon 1609 waren diese beiden feindlichen Bünde wegen eines Erbschaftsstreites in dem Herzogthum Jülich und Cleve am Niederrhein gegeneinander in Waffen getreten, aber der Streit hatte noch keine weitem Folgen. Ebenso hatte Markgraf Georg Friedrich von Baden 1610 einen Kriegszug gegen die Oestreicher in das Elßaß, das ihnen damals gehörte, unternommen, hatte Dachstein, Muzig, Molsheim erobert, aber im August war die Sache unter Vermittlung der damaligen freien Reichsstadt Straßburg zu Willstät friedlich verglichen worden. Im Jahre 1618 hatte der Bi-

schof Philipp von Speier den Ort Udenheim befestigen lassen, und nach sich selbst „Philippsburg“ genannt. Georg Friedrich und seine Freunde glaubten wohl mit Recht, es handle sich dabei um einen festen Punkt für die vom Niederrhein her zu erwartenden Bundesgenossen des Kaisers, die Spanien und Niederländer. Sie brachten daher ein kleines Heer zusammen und zerstörten die neue Festung, welche aber 1623 wieder aufgebaut wurde.

Vom Anfang des Jahres 1620 waren die Kriegsrüstungen in Deutschland allgemein. Georg Friedrich hatte ein wohlgerüstetes Heer von 15,000 Mann, zog, weil er einen Einfall der Baiern fürchtete, mit demselben hinunter ins Fränkische, in den Tauberggrund, von da hinüber an den Rhein, dem Handrücken zu, weil auch von dort kaiserliche Völker im Anzuge waren. Da aber auch der Bischof von Straßburg, Erzherzog Leopold von Oestreich, im obern Elsaß Völker sammelte, zog Georg Friedrich nun auch landaufwärts. Bei seinem Heere hatte er auch über 300 Wagen eigener Erfindung, welche in Schlachten oder beim Lagern als Wagenburg dienen sollten. Er lagerte sich zwischen Freiburg und Ihringen, besetzte die Rheinbrücke bei Reissach, so wie alle Rheinübergänge zwischen Straßburg und Basel. Auf eine Mahnung des Kaisers aber, ließ er die Oestreicher, die ja in dem eigenen Lande waren, verüber und zog zu dem Heere des Herzogs von Württemberg, der jenseits des Schwarzwaldes stand.

Der wirkliche Anstoß zum Kriege kam jedoch von Böhmen.

Dort bestanden nemlich seit 100 Jahren, seit den Zeiten des zu Constanz 1415 verbrannten Huf, die sogenannten böhmischen Brüder, ihrem Bekenntniß nach Protestanten, welche einen großen Theil der Bevölkerung des Landes ausmachten.

Die Kaiser von Oestreich, zugleich Könige von Böhmen, hatten ihnen bisher meist freie Uebung ihres Glaubens gestattet, der Kaiser Rudolf II. hatte ihnen sogar 1609 in dem sogenannten Majestätsbrief förmlich vollkommene Religionsfreiheit zugesichert. Auf Rudolf war Matthias, und seit 1617, unter heftigem Widerstreben der böhmischen Stände, Ferdinand von Steiermark als König von Böhmen gefolgt, und 1619 wurde derselbe als Ferdinand I. Kaiser.

Schon 1618 war in Böhmen Streit wegen des Baues zweier protestantischer Kirchen entstanden. Beide Theile glaubten sich natürlich im Recht, der Kaiser aber hatte befohlen, die Kirchen zu schließen und einzureißen. Auf ihre Beschwerden darüber erhielten die Stände einen scharfen Verweis. Deshalb kamen am 23. Mai 1618 Abgeordnete der protestantischen Stände bewaffnet an dem Prager Schloß zusammen, stellten die königlichen Räte zu Rede, und warfen nach einigem Wortwechsel

die zwei Verhaftesten mitsammt dem Schreiber hoch hinab zum Fenster hinaus. Diese kamen zwar ohne Schaden davon, aber der erste unheilbringende Schritt war gethan.

Die protestantischen Stände, die nothwendigen Folgen dieser Gewaltthat voraussehend, bemächtigten sich nun der Regierung, und stellten gegen die anrückenden Kaiserlichen ein Heer ins Feld, zu welchem aus Deutschland protestantische Hülfsvölker unter dem Grafen Ernst von Mansfeld gestochen waren.

Um diese Zeit starb der Kaiser Matthias, und die Böhmen, welche sich von dem Kaiser Ferdinand, einem strengen Feinde der neuen Lehre, nichts Gutes versprochen, erklärten den böhmischen Thron für erledigt, und wählten, trotz Ferdinands Versprechungen, das Haupt der Union, den jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige. Trotz dem Abtrathen seiner Freunde, trotz dem ersten Abmahnen der Reichsfürsten, welche die traurigen Folgen eines Religionskrieges klar voraussahen und voraussagten, nahm Friedrich die gefährliche Würde an. Er verließ sich dabei besonders auf seinen Schwiegervater, den König von England und auf die Union.

Diese aber leistete ihm schwache oder gar keine Hülfe, der protestantische Kurfürst von Sachsen rüstete sogar gegen die Böhmen, Englands Hilfe war fern und gering, dagegen stellten Spanien, Niederland, Baiern dem Kaiser ihre Völker, und so wurde das Heer des neuen Königs von Böhmen 1620 im November bei Prag vollständig geschlagen.

Friedrich, ein schwacher, eitler, pracht- und genußliebender Fürst, war, während sein Heer in der Nähe der Hauptstadt für ihn kämpfte, bei den Freuden der Tafel geseffen, und konnte nur auf schneller Flucht vor der Gefangenschaft sich retten. Ferdinand ließ darauf in Böhmen 27 der vornehmsten Protestanten hinrichten, und 30,000 Familien mußten auswandern.

Doch nicht auf die Grenzen des Böhmenlandes beschränkte sich der einmal losgebrochene Kriegssturm.

Friedrich der Fünfte wurde auch seiner pfälzischen Lande für verlustig erklärt, der Herzog von Baiern in seine Rechte eingesetzt, und das Heer der Liga unter dem General Tilly nahm dieselben in Besitz, so wie auch schon im Juli desselben Jahres spanische Truppen die überheinische Pfalz besetzt hatten.

Die Union löste sich auf vor dem drohenden Zorn des Kaisers und vor seinen siegreichen Waffen. Nur drei, zwar schwache, aber treue Freunde, hielten ohne Wanken fest an der Sache des nunmehr gedächeten Kurfürsten, nemlich Herzog Christian von Braunschweig, Graf Ernst von Mansfeld und Markgraf Georg Friedrich von Baden.

Mansfeld, ein abenteuernder Kriegsheld hatte 1621 wilde Raubzüge gethan durch die bischöflichen Länder am Rhein, die Spanier zurückgetrieben, und dann seinen Zug bis hinauf in den Breisgau ausgedehnt. Von da durch das Elsaß zurückkehrend, zog er 1622 bei Landau über den Rhein herüber, griff den Grafen Tilly und die Baiern bei Wiesloch an, und schlug ihn vollständig. 2000 Baiern blieben auf dem Plage, Tilly wurde ein Pferd unter dem Leibe getödtet, Mingsolsheim in Brand gesteckt. Nach diesem Siege eroberte Mansfeld Sinsheim und Eppingen, wo Baiern lagen, und zog von da vor Ladenburg, um diese Stadt zu belagern.

Unter dessen war auch Markgraf Georg Friedrich nicht unbätig geblieben. Er hatte am 12. April 1622 zu Gunsten seines Sohnes, um möglichen Schaden von seinem Lande fern zu halten, die Regierung niedergelegt, hatte sich bei Staffort an die Spitze eines stattlichen Heeres von 20,000 Mann gestellt, welches 8 Regimente Fußvolk, 28 Schwadronen Reiter, 1800 Wagen und 10 große Kanonen zählte, und bei welchem der später so berühmt gewordene Herzog Bernhard von Weimar unter dem Markgrafen das Kriegshandwerk lernte.

Tilly hatte sich nach der Niederlage bei Wiesloch in die untere Landesgegend gezogen, wo sich ein spanisches Hilfscorps mit ihm vereinigte. Georg Friedrich zog ihm nach, um den Sieg vollständig zu machen. Er hoffte, den Feind, der bei Wimpfen stand, zu überraschen. Durch sichere Rundschafter hatte aber Tilly von des Markgrafen Anzug Nachricht.

Am 26. April 1622 kam es zur Schlacht. Die Baiern hatten den Vortheil der Stellung und der Sonne. Lange dauerte der blutige Kampf, heldenmüthig stritten die Markgräflichen, plötzlich fallen die Spanier ihnen in den Rücken, sie bleiben auch jetzt noch standhaft im Kampfe, das Fußvolk richter drei feindliche Regimente beinahe ganz zu Grunde, — da aber stiegen unter furchtbarem Getöse die Pulverwagen der Badischen in die Luft und richteten eine schreckliche Verwüstung, eine unheilbare Verwirrung an.

Alles beginnt zu weichen, zu fliehen, nur das weiße Regiment, des Markgrafen Leibwache, weicht nicht von dem Kampfplage, steht fest und ohne Wanken gegen anstürmende feindliche Uebermacht; vierhundert Pforzheimer Bürger stürmen so den Rückzug des Markgrafen, und auf dem blutigen Schlachtfeld zeugen vierhundert Leichen von ihrer Treue und ihrem Heldenmuth. Die Schlacht war sehr blutig. 5000 Erschlagene lagen auf der Wahlstatt. Von Wimpfen hatte sich Tilly gegen Frankfurt gezogen, und dort den Herzog von Braunschweig bei Höchst geschlagen; Georg Friedrich aber hatte, während die Spanier die Mark-

grafschaft Baden-Baden besetzten, die zerstreuten Schaaren seines geschlagenen Heeres in Durlach gesammelt, und sich mit Mansfeld vereinigt, der noch vor Ladenburg stand. Bald wurde diese Stadt erstürmt. Hatten die Baiern unter Tilly bei der Besetzung der Pfalz hier arg gehaust, so hauste Mansfeld jetzt noch ärger. Die Stadt wurde geplündert, das Schloß, der Bischofssitz, die Mauern niedergerissen. Georg Friedrich zog von da aus in das Elsaß, dann wieder landabwärts gegen den Landgrafen von Hessen, der es mit den Kaiserlichen hielt, und von badischen Soldaten gefangen ward.

In Folge einer Unterhandlung mit dem Kaiser dankten der Kurfürst von der Pfalz und der Markgraf ihre Truppen ab, als aber die Unterhandlungen zu keinem Ziele führten, lagen die pfälzischen und badischen Lande offen und wehrlos da gegen den einbrechenden Feind, und dieser ließ nicht lange auf sich warten.

Die obere Markgrafschaft war wie schon weiter oben gesagt worden 1594 von Markgraf Ernst Friedrich besetzt worden, weil Euard Fortunatus zu viel Schulden machte, 1604 war dieselbe an Georg Friedrich gefallen. Wilhelm, der Sohn Euard Fortunatus's, lebte in kaiserlichen Diensten. Jetzt im Jahr 1622 wurde dieser durch kaiserlichen Spruch in den Besitz der obern Markgrafschaft eingewiesen, und Markgraf Georg Friedrich verurtheilt, die seit 26 Jahren bezogenen Einkünfte zu ersetzen. Als Pfand dafür mußte Stein und Remchingen an Baden gegeben werden. Wilhelm vertreibt sogleich die evangelischen Geistlichen, ruft bald die Jesuiten nach Baden und Ettlingen, gründet ein Kapuzinerkloster in Baden und Mahlberg. Im Juli schon rückten noch vor dem kaiserlichen Spruch, dessen Georg Friedrich und sein Sohn Friedrich V. in jeder Weise sich zu erwehren suchten, die Kaiserlichen ins Land ein, Baiern, Polen, Ungarn kamen über den Rhein, die untere Markgrafschaft wurde furchtbar verheert, Mühlburg verbrannt, Rauben, Brennen, Morden war an der Tagesordnung. Markgraf Georg Friedrich zog sich auf sein wohlbesetztes Schloß Hachberg zurück, wo er zwei Jahre lang blieb, Friedrich, sein Sohn, mußte nach Stuttgart flüchten, alle unteren Landestheile waren in Feindesgewalt.

Auch der Pfalz erging es nicht besser. Mansfeld und Braunschweig waren nach Holland gegangen. Während die Deserteure vom Elsaß her in die badischen Lande einfielen, war Tilly von Wimpfen aus über Frankfurt in die Pfalz eingerückt, hatte im September 1622 die Stadt Heidelberg, in welcher eine englische Besatzung lag, vierzehn Tage beschossen, erstürmt, das Schloß durch Bergleich gewonnen, wobei die herrliche Büchersammlung theils zu Grunde gerichtet, theils nach Rom gesendet wurde; das erst seit 1606 neu erbaute Mann-

heim, nebst seinem Schlosse Friedrichsburg mußte sich ebenfalls ergeben und büßte mit Mürdung, Mord und Brand für seine tapfere Vertheidigung.

Überall waren die Kaiserlichen Meister geworden, im Mai 1623 zogen sie zwar auf eine kurze Zeit ab, kehrten aber früh im Jahre 1624 in das Land zurück, besetzten die Dörfer, eroberten Pforzheim nach zwölfstündigem harten Kampfe, und blieben auch in den breisgauischen Landestheilen mehrere Jahre lang liegen.

Georg Friedrich, welcher sich seit Oktober 1624 in Genf und dessen Umgegend aufgehalten hatte, begab sich 1627 in den Norden von Deutschland nach Holstein, wo der siegreiche kaiserliche Feldherr Wallenstein ihn besiegte, dann in sein Haus zu Drachenfels in Straßburg, wo er von den Kriegsstürmen zurückgezogen lebte bis zu seinem Tode 1638. Gegen Ende der zwanziger Jahre waren die Kaiserlichen überall siegreich, der König von Dänemark, welcher den bedrängten Protestanten zu Hülfe gekommen, war von Wallenstein geschlagen, dieser zum Herzog von Mecklenburg ernannt worden. Sein Heer überschwemmte mit fürchtbarer Verwüstung das ganze nördliche Deutschland. Da erließ der Kaiser 1629 eine Verordnung, das Restitutionsedict, nach welchem alle seit 1552 eingezogenen geistlichen Güter zurückgegeben werden sollten. (Fortsetzung im 1846er Kalender.)

Erzählungen über Fritz Müller's Dekonomie.

1. Wie er Tabak baut.



Im Orte N. im badischen Oberrheinkreis lebte seit dem 14. Novbr. 1841 ein Landwirth Namens Fritz Müller, der wegen seines braven Lebenswandels die Achtung aller seiner Mitbürger genoss und seit einigen Jahren für einen der wohlhabendsten Personen des Ortes galt. Sein Vater war aus dem Murgtbale und trieb Holzhandel nach Holland, was Veranlassung dazu gab, daß Fritz 1839, damals noch im Alter von 21 Jahren nach Arnheim in Holland kam, um Geschäfte für seinen Vater zu besorgen. Im April, gleich nach der Schwallung in Forbach, fuhr er mit einem Floß

rheinabwärts und hielt sich einige Tage in Mannheim auf, warum? erinnert sich der hinkende Bote nicht mehr, nur so viel konnte er erfahren, daß er dort die Tochter eines Landwirths in Schwegingen kennen lernte, die später seine Gattin wurde. Fritz hatte sich in seiner guten Meinung von Marie nicht getäuscht, denn während der bereits zwölfjährigen glücklichen Ehe lernie er täglich mehr ihren Fleiß und ihre Sittlichkeit schätzen. Hatte sie auch nur geringes Vermögen, so brachte er doch selbst so viel in die Ehe, daß sie sich acht Morgen Feld, ein Haus und $\frac{3}{4}$ Krautgarten kaufen und Vieh und Geräthe anschaffen konnten. Sparsam waren beide und er deshalb auch selten im Wirthshause zu sehen und kein Freund vom Würfelbecher und Kartenspiel. Am 4. Febr. 1854 saß er aber doch im Schwane, denn er hatte heute Holz geführt und sich recht müd geschafft, — „ein Trunk in Ehren, wer will's verwehren?“ — Er saß noch keine Viertelstunde als Michel Schmitt, sein Nachbar, eintrat, die Thüre heftig zuschlug, sein Pelzkäppchen auf die Bank warf, sich an den Tisch setzte, wieder aufstand und wieder setzte, — aufgeregt, wie ihn Müller noch nie gesehen hatte, roth im ganzen Gesicht, wie Zinnober. — Müller sah ihn stillschweigend an, ohne sein Erstaunen merken zu lassen, denn er dachte, ich muß warten, bis Michel ruhiger ist, er ist ein gutmüthiger Kamerad, aber hitzig, wie ein welscher Hahn. Erst als die Röthe auf seinem Gesicht von der Stirne herab verschwand, gerade wie das Abendroth hinter die Berge sich versenkt und die Natur still und ruhig wird, glaubte Fritz, daß es Zeit sei zu reden. „Wie geht's Michel,“ sagte er, „den Tabak schon verkauft?“ Fritz wußte nicht, daß er gerade am legen Ende die Unterhaltung angeknüpft hatte, denn kaum war das Wort „Tabak“ gesprochen, wurde Michel wieder roth wie Feuer und gleich wieder weiß wie ein Tuch. „Verkauft?“ rief er unwillig. „Nein! — aber weggeschenkt, der schoffe Meyer Levi hat mir nur 1 Karolin für den Zentner gegeben und im Herbst 17 Gulden versprochen, — ich verliere 120 fl., — reiner Betrug! denn mein Tabak stand im Feld so schön wie dem Huberte seiner und der hat doch 6 Kronen für den Centner und 5 Thaler in den Kauf bekommen! Mein Lebtag verkaufe ich an keinen Jud mehr, — wär' ich dem Meyer Levi nichts schuldig, — dann ließ ich's nicht dabei.“

„Warum aber,“ fiel ihm Fritz in die Rede, „hast du nicht an die zwei fremden Kaufleute verkauft, die gestern bei dir waren?“ — „Weil sie auch nur 11 fl. geben wollten und Levi mir 17 versprochen hatte.“

„Aha!“ sagte Fritz, — „da lag's doch am Tabak, brauch mir die Gießkanne nicht am fertigen Tabak, hab ich dir neulich gesagt, und häng mir

noch nicht ab, es ist dein eigener Schade, das biele Wasser was du im Gewicht verkauft, schadet dir mehr am Preis! Hättest du damals mit mir gesetzt und so abgehängt wie ich dir gesagt habe; 's wären vielleicht nur 19 Zentner statt 20, aber du hättest dann auch deine 21 fl. 30 kr. bekommen, also fast 190 fl. profitirt."

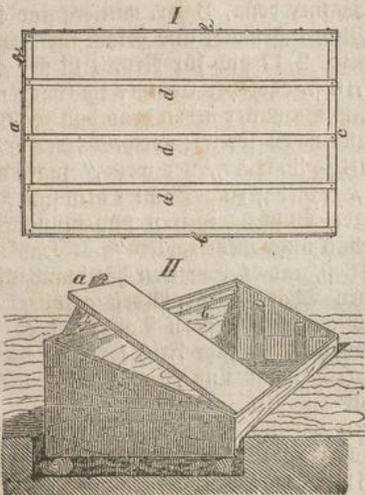
"Wie hätt' ich mit dir setzen können, — einfältig Geschwäg, — nimm mir's nicht übel Frig! — du weißt, daß meine Pflanzen erfroren und ich nachsäen mußte."

"Ei," erwiderte Müller, "folg' mir ein andermal und schimpf mich im Frühjahr nicht mehr „papierne Holländer," dann brauchst du auch nicht mehr im Winter giftig zu werden, wenn der papierne Holländer so guten Profit macht. Decke deine Beete wie ich."

Michel. „Das kostet zu viel."

"Weniger, als wenn du im Frühjahr Pflanzen kaufen und für den Morgen vorweg 10 fl. hinlegen mußt, die kein Mensch dir mehr bezahlt," — sagte Frig, nahm die Kreide und zeichnete neben-

siehende Bilder auf den Tisch. Mach so einen 2½ Fuß langen Rahmen (Fig. I.) von ¾ Zoll dicken Latten, und lasse der Länge nach 3 dünne Leisten ein, kaufe weißes Ellenpapier, schneide es an jeder Seite fingerbreit größer, mache es feucht und nagle es



mit dünnen Leisten (b) an zwei langen und einer schmalen Seite (a) fest, an der vierten Seite (c) nur mit Nägeln, daß das Wasser abfließen kann. Sobald es trocken und steif geworden, schmiere es mit Brennöl so lange ein, bis es durchsichtig ist. Die Breite des Ellenpapiers reicht für die Länge der Rahmen, 3 Ellen reichen daher für zwei Fenster und kosten zusammen nur ungefähr 27 fr. So ein Papierfenster hält 3—4 und mehr Jahre, und du kannst die schönsten Pflanzen darunter ziehen."

Michel. Wenn aber der Regen darauf stehen bleibt brechen sie durch.

Frig. Allerdings, sobald du die Beete oder Kutschen nicht recht machst, denn diese müssen gegen

die Sonne stark geneigt sein. In deinem trocknen Garten, hinten am Eck an der Mauer, wo die Sonne den ganzen Tag hinscheint, dort solltest du die Beete anlegen. — Grabe den Boden 1 Fuß tief aus, wie ich hier zeichne (Fig. II), stelle einen Bretterrahmen auf 4 Steine hinein, fülle ihn drei Zoll hoch mit alten Tabakstengeln, aber ganz luft, stampfe darauf Pferdemist handhoch fest und streue darüber seine gute Composterde bis der Kasten fast voll ist, denn der Boden setzt sich bald. Alsdann kannst du ohne Sorgen im Anfang März schon säen und in der Mitte Mai versetzen.

Michel. Wie hoch müssen die Bretterrahmen oder Kästen sein?

Frig. An der Hinterwand 2½, vorn 1 Fuß. Man stellt sie so in den Boden, daß sie vorn stark ½, hinten 2 Fuß hervorragen. Du kannst die Bretter entweder mit Pfählen zusammenzwängen, oder mit Reifeisen zusammenklammern, und wenn sie gebraucht sind, wieder auseinander nehmen.

Michel. Warum sollen sie aber hinten so hoch sein und warum soll ich die Tabakstengel unten hineinlegen?

Frig. Damit die Sonne besser darauf brennt, das Regenwasser von den Papierfenstern abläuft und die Bodenfeuchtigkeit recht durch die Tabakstengel sich in die Tiefe ziehen kann. — Je mehr man die Beete gießen muß, desto besser. — Vor dem Säen schlage die Samen erst 4—5 Tage an warmem Orte feucht ein, bis man weiße Pünktchen sieht.

Michel. Also bis sie schimmeln?

Frig. Gott bewahre, die weißen Punkte sind die Keime; alsdann säe mit feinem Sand oder Asche vermischt gleichmäßig aus und streue etwas Composterde darüber. Nun ist fleißiges Gießen mit lauligem Wasser, öfteres Pfählen, wornach aber immer mit Wasser abgegossen werden muß, daß die zarten Blättchen nicht verbrennen, — fleißiges Jäten und Ablesen der Schnecken eine Hauptsache. Bei Nacht und bei kühlem Wetter decke die Rahmen darüber, so daß sie auf der Leiste b aufliegen.

Michel. Ich fürchte nur, durchs viele Gießen werden die Pflanzen gäcklich und durchs Decken zu weich.

Frig. Freilich, man muß des halb, wenn sich durchs Gießen die Erde abschleimt und setzt, stets etwas frische Erde darauf streuen, so daß die kleinen Würzelchen nie bloß liegen und muß bei warmem Wetter die Beete ganz öffnen, sonst aber oft lüften, indem man hinten aufstellt, wozu man sich ein Stückchen Latte (a) schnitt.

Michel. Mein Schwager hat doch früher in Hockenheim in der Ranne gedient, und versteht also gewiß den Tabaksbau, der macht aber Höckfutschen auf Pfählen und nicht in den Boden.

Fritz. Ei der hat ganz recht, in einem so feuchten, dumpfigen Garten wie er hat, muß man es thun; auch will ich die Höhenkutschen überhaupt nicht verwerfen, nur sollte er sie auch mit Papier bedecken.

Michel. Die Papierfenster wären mir schon recht, nur mein' ich sie kosten zu viel! Bis man da für einen Morgen Pflanzen hat, darf man tief in den Beutel steigen!

Fritz. So gefährlich ist's nicht. Unter zwei Fenstern kannst du für mehr als 1 Morgen Pflanzen ziehen, wozu du kaum 1 Loth Samen nöthig hast, und wenn du Pfliren willst wie ich, so reicht ein Fenster für 2—3 Morgen und du erhältst obendrein noch bessere und kräftigere Pflanzen.

Michel. Was ist das wieder für ein neumodisch Ding, Pfliren?

Fritz. 's klingt freilich der Name so, wir wollen lieber verstopfen sagen, — man versetzt nämlich die Pflänzchen, wenn sie $\frac{1}{2}$ Zoll hoch geworden sind, in ein Gartenbeet immer 1 Zoll von einander und deckt sie in den ersten Tagen gegen zu starken Sonnenschein. Die Pflänzchen werden alsdann kräftig, dunkelgrün und legen ihre Blätter auseinander, wie der Tabak soll. In's Feld versetzt wachsen sie alsdann viel besser an.

Michel. Jetzt wird's zu bunt. Ich bin froh, wenn sie einmal versetzt sind und jetzt soll man sie gar zweimal setzen? Das macht viel zu viel Mühe!

Fritz. Nur nix unprobt verworfen! Mir besorgen meine Tochter und meine zwei Buben das ganze Geschäft, an einem Fenster machen sie 3 bis 4 mal einen halben Tag und dann ist Alles fertig!

Michel. Das ist freilich nicht viel. — Auf dem Feld aber mach ich doch Alles recht, wie michs mein Schwager gelehrt hat, meine Tabaksäcker liegen da, als wären sie mit der Kaffeemühle gemahlen, ich versetze sorgfältig auf $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß Entfernung und gieße dabei, wenn's zu trocken ist. Nach ungefähr 14 Tagen laß ich behutsam hacken und dabei mit der linken Hand die Pflänzchen schützen, daß keine Erde in ihr Herzelt fällt, 3 Wochen später wird eben so sorgfältig gehäufelt. — Im schweren Feld, drunten im „Eisenhard“ baue ich Pfeiffengut und köpfe, sobald die Knospen angefaßt haben, auf 12—15 Blätter, drüben im „Sandrain“, wo mein bestes Deckblatt wächst, laß ich nur 8 bis 10 Blätter stehen, die Seitentriebe — Geizen — laß ich alle paar Tage ausbrechen.

Fritz. Du solltest aber deine Leut' nur bei trockenem heißen Wetter und Mittags köpfen und geizen lassen, wenn die Blätter recht welk sind, damit sie beim Anstreifen nicht brechen. Ich hab fernd gesehen, daß die schönsten Blätter bei dir abgerissen wurden. Deine Kattel könnt' wohl ihre Schurzenden zusammenknüpfen, daß sie nicht mit ihrem Noß alles zusammenreißt.

Michel. Da war ich gewiß nicht dabei, sonst wäre es nicht passiert! — Nun also weiter. Das Pfeiffengut laß ich stehen bis es recht gelblich schimmert, das Deckblatt aber nur, bis es etwas gelblich gesprenkelt ist; brechen laß ich nur und recht sorgfältig bei trockenem, heißem Wetter und führe auch sorgfältig heim.

Fritz. Langsam! wir sind noch nicht so weit, zuerst gehört sortirt, wie ich es thue.

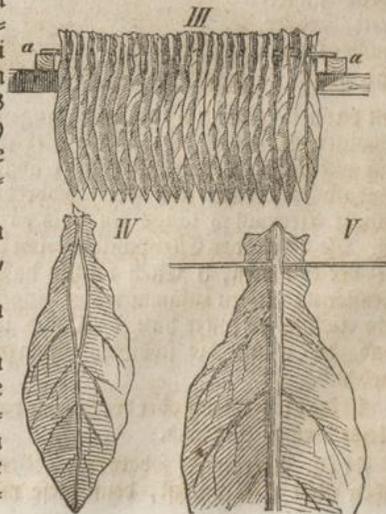
Michel. Da verdirbt man mehr, als man gut macht, ich hab's schon selbst probirt.

Fritz. Freilich, wenn man zu Haus sortirt, das taugt aber nichts, man muß im Feld sortiren. Man legt beim Brechen die schönsten, die mitlern, kleinen und zerrissenen Blätter in 3 oder 4 Häufchen apart neben den Stock, und läßt sie auch, jede Sorti besonders, aber ja vorsichtig, in breiten Strohbändern aufladen! —

Michel. So geht's freilich leicht, aber ich habe nicht daran gedacht, daß man's so machen könnte! Ob man aber dabei etwas profitirt?

Fritz. Und wie?! Ich habe im Sandrain 12 Centner beste, 8 Ctr. mittlere und 4 Ctr. geringe Blätter gemacht und bekam für No. 1 28 fl., für No. 2 17 und für No. 3 11 fl., gibt zusammen 516 fl. oder per Centner im Ganzen 21 fl. 30 fr. Im Spizacker neben dran hab ich 6 Ctr. gemacht und nicht sortirt; weist du was er gegolten hat? 18 fl. 30 fr. „Wer weiß“, sagte der Kaufmann, „wie viel geringe Blätter drin sind? ich kann nicht jede Buschel visitiren und kann für die Raß im Sack nicht mehr zahlen.“ — Hab' also verloren 18 fl. und 's Sortiren hätt' mich vielleicht 1 kleinen Thaler mehr Arbeit gekostet. Freilich hängt ich auch den bessern Tabak anders auf. Den gewöhnlichen, fuhr Fritz fort, indem er wieder die Kreide nahm und Fig. V auf den Tisch malte, —

säble ich mit der Tabaksnadel zwei Zoll vom Ende des Stiels durch die Rippe auf der Rückseite des Blattes von der Seite ein, und hänge ihn auch an Holznägeln im Schuppen auf, aber nie in der Sonne vor dem Haus oder am Garten-



zaun. Die besten Blätter dagegen schlitze ich mit dem Messer 3—5 Zoll lang durch die Rippe (Fig. IV) und stecke 20—25 Blätter auf einen 4 Fuß langen Stöcken und lege sie über die Stangen oder Rahmenschenkel (Fig. III a) im Schuppen.

Michel. Da wird ja der Tabak verschlitz und die Raufleut schimpfen so immer wenn Sätzig in meinem Tabak sind.

Fritz. Im Blatt darf kein Riß sein, Michel aber im Stiel hat's nichts zu sagen.

Michel. Wir will's Schlitz doch nicht gefallen, du magst sagen was du willst, denn erstens weiß ich nicht, wozu es gut sein soll und dann macht's zu viel Müh und Kosten. Das bezahlt ein kein Mensch und am wenigsten — fuhr er mit rothem Kopf fort — der Meyer Levi!

Fritz. Nur langsam. Wozu's gut ist, will ich dir sagen. Weißt du noch, wie dir Anno 51 so viel Bandeliere heruntergefallen sind?

Michel. Da war nicht das Einfädeln schuld, 's war nur zu naß Wetter und der Tabak ist an den Stielen faul geworden.

Fritz. Grad da liegt der Haas im Pfeffer, hättest du geschlitz, wär der Saft aus dem Stengel ausgetrocknet, die Rippe nicht gefault und dein Tabak so schön hängen geblieben, als meiner. Und die Kosten? Die sind auch nicht so groß! Ich hab im letzten Jahr Eile gehabt und Tagelöhner anstellen müssen, weißt du was der Centner aufzureihen mehr gekostet hat, als einzufädeln? 17 Kreuzer! und weißt du, was der Kaufmann sagte? „Der aufgespülte Tabak ist der Centner einen Kronenthaler mehr werth, als der eingefädelt,“ und ich sag: in recht nassem, nebligen Herbst doppelt so viel!

Michel. Am Ende kannst du doch recht haben. Dies Jahr trockne ich den besten Tabak auch so! Aber ich glaub, Nachbar Müller, dein Schuppen ist doch auch viel Schuld daran, denn ich hab dich schon öfter beneidet, wenn du beim Nebel die Läden zumachen kannst, und wenn er bei mir neindringt, daß man fast erstickt!

Fritz. Er mag viel schuld sein, deiner ist z. B. schon zu breit, breiter als 20 bis 25 Fuß sollte ein Schuppen nie sein und so viel Holzwerk darin ist nicht gut. Aber selbst unterm Speicherdach kann man einen ordentlichen Tabak zu Wege bringen, man darf nur einige Ziegel aufstellen und den Tabak nicht zu enge hängen und nach Bedarf für Lüftung sorgen. Ueberhaupt sieh darauf, daß der Tabak nicht zu heftig trocknet, daß er öfter wieder etwas anzieht, und dann wieder trocknet, dies giebt ihm die rechte Farbe. Dann gieb acht, daß er nicht zu feucht und nicht zu trocken aufgehängt wird. Ist er zu feucht, so verdirbt er im Fern-tiren, und du hast beim Kaufmann den Credit ver-

loren, ist er zu trocken, so leiden die Blätter beim Abhängen Noth.

Michel. Das kann man nicht so am Schnürle haben und ihm nicht ansehen!

Fritz. Doch, steig nur fleißig und sorgfältig in den Schuppen und visite an verschiedenen Stellen. Ballt sich der Tabak beim Zusammendrücken und geht von selbst sogleich wieder auseinander, so ist er recht. Ballt er sich gar nicht, so ist er zu trocken, bleibt er geballt, so ist er zu naß. — Beim Abhängen laß die Bandeliere nicht so schonungslos herunterwerfen. Ich lege sie im Schuppen auf ein Brett zusammen und laß es an einem Strick herunter; unten leg ich sie ausgebreitet hin, Stielende über Stielende und schlage sie dann wie ein Buch über die Brust zusammen, drücke sie mit der flachen Hand an mich und streiche mit der andern sanft herunter, setze sie sofort auf, presse sie ein oder zwei Tage und binde sie in Kornstrohseile sorgfältig ein, denn mit Korbeln verdirbt man die schönsten Blätter. Kann ich nicht sogleich verkaufen, so setze ich den Tabak in zwei Reihen, so daß Blattende über Blattende kommt, luftig und trocken auf den Speicher auf, so daß die Zugluft überall bei kann.

Michel. Wenn ich halt deinen Schuppen hätt', wollt' ichs auch besser hinbringen.

Fritz. Mein Schuppen ist auch nicht vom Herenmeister gebaut, du kannst dir selbst so einen machen, wenn nur der zwei Fuß hohe steinerne Sockel fertig und das Gebälk aufgeschlagen ist. An die Außenwände nagle auf die ganze Höhe von 1 Fuß zu 1 Fuß Entfernung ein Brett, dazwischen kommt alsdann wieder ein Fuß breites Brett, was du mit einfachen Scharnieren anschlößt, wie einen Laden; auf 6 Fuß Höhe, so daß du gut hinaufreichen kannst, mache einen hölzernen Kiegel, der dich so zu sagen nichts kostet.

Michel. Nun, wenn die Erndte vorüber ist, dann hilf mir, ich will einmal sehen, was sich an meinem Schuppen machen läßt, jetzt muß ich fort, und zum Zimmermanns Jakob und Latten kaufen, ich will Papierfenster machen und am Sonntag Abend wollen wir wieder hier zusammenkommen, denn ich möchte doch auch hören, was du beim Tabakbau aufsteckst; ich weiß nicht, ich hab doch 220 fl. gelöst, und doch kein baar Geld mehr, diesen einzigen Kronenthaler hat mir der Meyerle aus Gefallen gelassen, für's Andre hat er abgerechnet.

Fritz stand auf, schaute den Michel mitleidig an und sagte, als er zur Thür hinausging: „Dies liegt nicht am Tabak;“ also 's bleibt dabei, am Sonntag Abend wollen wir rechnen! Gute Nacht!

Der Schwanenwirth, der die ganze Zeit dabei gestanden und die Dyren aufgesperrt hatte, als

wenn von Californien die Rede wäre, that die Kreide wieder in den Würfelbecher und stellte ihn auf die Einschenk, setzte sich nun an den Tisch und betrachtete sich die Zeichnungen. — Haben sie keine Flasche herausgewürfelt und meine Kreide verschrieben, so will ich auch was dafür profitieren, dachte er, machte sich auch Papierfenster und richtig: als am 25. April 1854 fast überall die Pflanzen erstorben, konnten sich Müller, Michel Schmitt und der Schwanenwirth allein in's Häuptchen lagern!

Der Salzfaktor.

In einem freundlichen Städtlein des Oberlandes wohnt ein wohlbeleibter Neun und Neunziger, der ist gern, wo heitere Gesellschaft ist und liebt allerlei Ränke und Schwänke, Alles in Gutem, versteht sich. Der Mann ist heitern Gemüthes, und selbst sein schlechtester Kunde. Was Wunders auch; denn er findet den lieben Marktgräser auch besser als seine Köblein voll brauner Brühe, und ein Stücklein Schinken beim Großvater, so heißt nemlich ein Stammgastwirth im Städtlein, schmeckt ihm hundertmal besser, als zehn Schachteln voll von seinen besten Pillen.

Wenn ein Frachtwagen auf dem Platz abgeladen wird, oder sonst was Neues im Städtlein Aufsehen macht, so steht der wackere Mann mit seiner langen Pfeife auch dabei, und wenn's am beleibten Buchhändler mit der dicken Frau, oder am schwarzbärtigen Kuli, oder am langen Kaufmann mit den dünnen Beinen was zu uzen gibt, so ist der Neun und Neunziger der letzte nicht.

So fährt auch eines Tages der Andres herein mit einer Ladung Salz für den Kaufmann, und auf dem Platz wird abgeladen, und der Apotheker und der Kaufmann stehen auch dabei.

„Gevattermann,“ sagt der dicke Apotheker, „wenn du mit deinen dünnen Beinen so ein Säcklein heimträgst, zahl' ich's.“ Der Kaufmann thut, als hört er's nicht, aber er hat's doch gehört, und geht still bedächtig um die Säcke herum, und mustert sie, einen nach dem andern, als ob er sehen wolle, ob keiner ein Loch hat. Da sagt er auf einmal zum Fuhrmann: „Andres, gang lüpf mer e Bizel!“ und schneller als es der Hintende schreiben kann, packt er den Sack auf die Schulter und trägt ihn flugs hinweg, geraden Weges in seinen Laden.

Der Apotheker aber, denn es hatten sich bald noch andere lustige Kameraden versammelt, durfte natürlich für das Auslachen nicht sorgen, und von der Zeit an hießen sie ihn nur den wohlfeilen Salzfaktor.

Item: Wer weiß, ob der Salzträger nicht am

Neujahr doch sein Salz mit sammt dem Sack bezahlen muß!

Californien.

Wenn du, lieber Leser, dies neuerdings so oft vernommene Wort hörst, so erwarte nicht, daß der Kalendermann dir ein labendes Gemäde vorschreiben werde von all den Herrlichkeiten dieses goldreichen Landes, denn seine Herrlichkeiten bestehen eben nur darin, daß von Hunderten, die dahin wandern, Alle mit Mühsalen, Noth und Lebensgefahr zu kämpfen haben, ehe sie das Land ihrer Sehnsucht nur gesehen haben, daß dann bei dem Suchen und Graben des Goldes im Lande selbst wieder eine schöne Anzahl theils den Anstrengungen und körperlichen Entbehrungen, theils den stets lauerten Pfeilen der umschwärmenden Indianer erliegt, daß der Goldsucher, der eine ergiebige Stelle gefunden hat, keinen Augenblick weiß, wann sein weniger glücklicher Nachbar kommt, und ihn vom Plage reißt, oder gar, wenn er nicht gutwillig weichen will, ihm in kurzem Verfahren den Garaus macht. Hat er aber das Glück gehabt, durch all diese Gefahren durchzukommen, und sich ein schönes Stücklein Geld in dem kostbaren Metall b.izulegen, so lauern unterwegs wieder die geldlustigen Wege-lagerer des glücklichen Finders, und nehmen ihm ab, was er unter schwerer Arbeit und Lebensgefahr ergraben hat.

Kommt freilich Einer davon, und bringt sein rundes Sümmlchen wohlbehalten nach Hause, dann macht die Welt davon ein Geschrei und Aufhebens, als ob man dort Gold fände, wie bei uns die Kieselsteine; von den Hunderten aber und Tausenden, die drüben liegen, und die im Goldboden nicht weicher schlafen und nicht härter, als in dem stillen Grabe der Heimath erde, weiß Niemand viel zu sagen, nach ihnen kräht kein Hahn mehr.

Doch zu unserer Erzählung!

In den Salzburgerischen Bergen in der Nähe von Zschl steht ein Wirthshaus an der Straße. Der Wirth war über die Rosenzige und über die Sommermonate des Lebens hinaus. Der Herbst hatte ihn bereits mit seinen frostigen Stürmen geschüttelt, und der Winter hatte die Schneeflocken des Alters ihm auf das Haupt gestreut. Seit mehreren Jahren hatte er das Augenlicht verloren, wenn auch in seinem Innern noch immer das helle Licht eines heiteren Gemüthes wohnte, und er in dem Kreise der Seinen so gemüthlich glücklich war, als ob noch die Jugendfülle brauner Locken sein Haupt umwallte.

Die Mutter, eine treue, sorgliche Hausfrau, stand ihm noch zur Seite mit der Kraft, die ihre sechszig Jahre ihr gelassen hatten. Aber der Eltern Trost, Freude und Hoffnung war ihr einziges Tochterlein Wallburga, Burgele genannt.

Und wer hätte auch nicht seine Freude an ihr haben sollen? War doch, wie die Blumenkönigin die Rose unter den übrigen Kindern des Frühlings, des Kreuzwirths Burgele unter den Dirnen ringsumher die Königin. Das frische Roth ihrer achtzehn Jahre strahlte von ihrem allzeit heitern Angesicht, die Fülle der Kraft und Gesundheit rieselte ihr durch alle Adern, die ungeübte Heterkeit eines unverdorbenen Gemüthes leuchtete aus ihrem großen blauen Auge, und der hinkende Bote weiß nicht, ob er trotz seines Stelzfußes der Versuchung widerstanden hätte, wenn die liebliche Kreuzwirthstochter ihm zu einem Tänzlein entgegengekommen wäre. Doch selten sah man die fromme, sittige Jungfrau in solchen wilden Tänzen und nächtlichen Schwärmereien, sondern daheim am Herde oder am Spinnrad, oder an Sonntagabenden neben dem alten Vater auf der Bank vor der Hausthüre waren ihre liebsten Plätze. Sie war des Kreuzwirths einzig Kind, und darum hatte sie einmal ein ordentlich Gütchen mit dem Anwesen ihrer Eltern zu erwarten. Sie war des Vaters Augapfel.

Aber auch Andere fanden an dem schmucken Kinde ihr Wohlgefallen.

Ein reicher Bauernsohn aus der Nachbarschaft, der Haldenbauer genannt, hatte vor mehreren Wochen um das Mädchen angehalten. Der Kreuzwirth hatte zwar sein Wohlgefallen an dem rohen, übermüthigen Burschen, aber er hatte seiner Tochter dennoch freie Hand gelassen, in der festen Ueberzeugung, daß sie selber die rechte Wahl treffen werde. Und er hatte Recht. Denn, — nicht die äußere Häßlichkeit, nicht das rothe Haar des Haldenbauers bestimmten Wallburga, ihm eine abschlägige Antwort zu geben, sondern die abschreckende Nothheit und der finstere Trost seines ganzen Wesens.

Aber, — und das war wohl auch der geheimste Grund ihrer Antwort — es wohnte in ihrer Nachbarschaft der Sohn einer armen Wittfrau, der Thalhofer genannt; ein gar braver, fleißiger, sittsamer Mensch. Der hatte das Schreinerhandwerk gelernt, die Welt gesehen, und war seit einiger Zeit zurückgekommen in die Heimath, um da der kranken Mutter zu warten, und sich ein Hauswesen zu gründen.

Sie hatte ihn beobachtet, wie er Tag und Nacht als ein treuer, liebender Sohn unverdrossen und freudig ausharrte an dem Lager der kranken Mutter, wie er sie pflegte mit ängstlicher Sorgfalt, wie er sie tiefbewegt zur letzten Ruhestätte begleitete, und ihr frisches Grab mit Blumen schmückte. Sie hatte aber auch bemerkt, wie, wenn sie selbst der kranken Thalhoferin eine stärkende Suppe oder ein Gläschen alten Wein hinüberbrachte, der dankbare Sohn mit besonderer Nüchternheit das Auge auf die Wohlthäterin heftete, kurz sie hatte gefühlt, wie sie ihm werth geworden war, und er ihr. Ihr rich-

Hinf. Bote 1855.

tiges Gefühl hatte ihr gesagt, ein braver Sohn müsse auch ein braver Ehemann werden.

Als daher ein Vierteljahr nach dem Tode der Mutter der Sohn Joseph Thalhofer sich mehr und mehr überzeugt hatte, daß er den Gang wagen dürfe, nahm er das Herz in beide Hände, ging zu dem alten Kreuzwirth, der seinen Sonntagabend auf der Bank vor der Thüre zubrachte, und trug ihm mit klopfendem Herzen und zitternder Stimme sein Anliegen vor.

War's dem alten Manne vor, daß er sein liebes Burgele verlieren werde, oder ging ihm eine andere bange Ahnung durch's Herz, er konnte nicht im ersten Augenblicke zusagen, er mußte ja ohnedies auch die Mutter darüber berathen und vor Allem das Herz seiner Tochter darüber befragen. Joseph, sagte er darum zu dem jungen Manne, du weißt, welchen Schatz ich an meinem Burgele habe, du weißt, wie sie an mir hängt mit kindlicher Liebe, — laß mir Zeit, mich über dein Begehren zu besinnen, und das Kind selber zu fragen.

Und als der Thalhofer sich schon halb glücklich entfernt hatte, trat der Alte hinein in die Stube, rief Mutter und Tochter zu sich, trug ihnen des Schreiners Werbung vor, und als er an die Tochter die Frage richtete, ob sie den Thalhofer wolle, fiel sie ihm weinend um den Hals, und ihre Thränen, die ihm über die kahle Stirne herabrollten, verkündeten ihm, wie es um Burgele's Herz stand.

Des andern Tages trat der Thalhofer früh schon den Weg an zum Kreuzwirth, und als er in die Stube trat, nahm der alte blinde Vater sein Tochterlein, legte ihre Hand in die des Thalhofers und sprach zu ihm: „Joseph, ich lege dir das Theuerste, was ich auf Erden habe, an's Herz, mache meine Tochter so glücklich, als sie es um Vater und Mutter verdient hat!“ Und die jungen Leute weinten vor Freude, und der alte Vater wendete sich ab, blickt die gerührte Mutter an und wischte sich eine große Thräne aus den Augen. Ob es mehr eine Thräne der Freude war über des Kindes Glück, oder des Schmerzes über die bevorstehende Trennung von demselben, — wer möchte dies entscheiden?

Daß in den ersten Tagen nach dieser glücklichen Stunde kein finsternes Wölkchen den sonnigen Himmel unserer Brautleute trübte, versteht sich von selbst. Bald aber kamen auch ernstere Gedanken, und aus dem Reich der Träume und der Luftschlöffer mußten sie niedersteigen in die unvollkommene Wirklichkeit. Die Sorgen für Aussteuer und Hochzeit setzten im Kreuzwirthshause manche fleißige Hand in Bewegung, die jungen Leute selbst sprachen ernsthafter miteinander von der Zukunft und deren Licht- und Schattenseiten, und besonders in des Bräutigams Gemüth hatten sich manche unangenehme Erwägungen erhoben, in seinen äußern

D

Verhältnissen sich manche Schwierigkeiten ge-
offenbart.

Vor Allem beschäftigte ihn die Ausarbeitung sei-
nes Meisterstücks, und wenn er auch fest überzeugt
war, daß dasselbe in jeder Beziehung wohlgelun-
gen sei, so betrübte ihn doch der offenbare Brod-
neid, mit dem seine künftigen Junstgenossen das-
selbe, wiewohl fruchtlos, zu bemängeln suchten, und
mit dem sie ihm überhaupt überall entgegeniraten.

Dies zeigte sich auch besonders auffallend bei
einem weiteren Anlaß. Ein reicher Gutsbesitzer in
der Nachbarschaft nemlich hatte die Absicht, sich ein
neues Wohnhaus zu erbauen, und hatte die Schrei-
nereiarbeit, die bei der dort üblichen Bauart der Häu-
ser sehr bedeutend war, öffentlich versteigern las-
sen. Joseph hoffte dieselbe zu erhalten, der Guts-
besitzer hatte ihm dieselbe schon vorläufig zugesagt, als
bei der Versteigerung die unwohnenden Meister
zusammentraten, und ein so niedriges Angebot tha-
ten, daß sie offenbar daran verlieren mußten; aber
was that's? Ihnen schadete das Nichts, während
Joseph ohne Arbeit blieb.

Noch an manchen Orten, wo er Arbeit und Ver-
dienst zu finden hoffen durfte, traten Andere in ähn-
licher Weise dazwischen. Diese Widerwärtigkeiten
übten natürlich auch ihren Einfluß auf Joseph's
Gemüth. Anstatt seiner früheren glücklichen Heiter-
keit überkam ihn eine trübe verdrißliche Stimmung.

Er scheute sich, immer wieder mit gleichen fehl-
geschlagenen Hoffnungen zu seinem Burgele zu-
rückzukehren, und suchte, was er sonst nie gethan
hatte, selbst in dem Wirthshause hie und da seine
üble Laune zu verschleichen. Wie sehr auch seine
Braut ihn heiter zu stimmen, wie sehr sie auch ihm
Geduld und Hoffnung zuzusprechen suchte, er blieb
dabei, zu behaupten, er könne es zu nichts bringen,
er sei nicht werth, Wallburga's Hand zu erhalten,
so lange er derselben nicht auch von seiner Seite
etwas mitzubringen vermöchte. So oft auch Bur-
gele ihm vorstellte, er könne ja sein Häuschen drü-
ben am Thalweg verkaufen, könne bei ihren El-
tern wohnen und da entweder sein Handwerk treiben,
oder das Gut bauen, und so hätten sie immer
ihr ordentlich Auskommen, sein Stolz wollte nicht
Ja dazu sagen, er sträubte sich gegen den Gedan-
ken, von dem Vermögen seiner Frau leben zu müssen.

Da ging eines Tages durch die Berge das Ge-
rucht, der Ignaz von Laufen sei heimgekommen aus
Amerika, aus dem Goldland Californien, und er
habe ganze Säcke voll Geld mitgebracht, gepräg-
tes und ungeprägtes, und doch war der Nazi kaum
zwei Jahre fort gewesen.

Bald merkte Wallburga, daß etwas Neues in
dem Kopfe ihres Joseph rumorte; er war nicht
mehr so niedergeschlagen, so kleinmüthig wie früher,
es schien ihm ein neuer Hoffnungsstern aufgegan-
gen, und doch verbarg er die Gedanken seines In-

nersten vor der forschenden Braut. Mit Schrecken
bemerkte sie, daß er öfter in Gesellschaft mit dem
Nazi herumzog. Im Kreuzwirthshause, wohin der
Nazi auch zuweilen kam, um vom Besten zu trin-
ken, den der Wirth im Keller hatte, und dabei von
dem Goldreichthum Californiens zu erzählen, und
wie man da in ein paar Wochen ein feinerreicher
Mann sei, sah Joseph zwar nicht an dessen Seite,
aber von der Ofenbank horchte er hoch auf, und seine
Augen erglänzten von einem ganz besondern Feuer,
und in seiner Brust arbeitete offenbar ein schwe-
rer Entschluß. Das Alles beobachtete Wallburga
mit wachsender Herzensangst. Wenn dann der
Nazi fort war, und sie den Bräutigam hinaus be-
gleitete vor die Thüre zum Heimweg, o wie oft bat
sie ihn dann mit gefalteten Händen, Ohr und Herz
zu verschließen vor den lockenden Reden des rohen,
wilden Ignaz, nicht zu glauben an seine trügerischen
Worte, bat ihn, ihr zu versprechen, daß er die Ge-
danken an Amerika sich aus dem Kopfe schlagen
wolle, daß er folgen wolle dem Worte der Schrift:
„Bleibe im Lande und nähere dich redlich!“ Immer
beheuerte er ihr seine Liebe, immer versicherte er
sie aus redlichem Herzen, daß er nie von ihr lassen
werde. Doch — auf Weiteres ließ er sich nicht ein.
Manchmal malte er aber auch das Glück aus, das
er überm Weltmeer finden, und wie er als ein rei-
cher Mann heimkehren könnte, und sein Geschäft
im Großen betreiben und seine Feinde zu Schan-
den machen.

Da hieß es endlich, der und der, der Aloys, der
Andres, der Seppel, der Anton hätten sich entschlos-
sen, mit dem Nazi fortzuziehen in's Goldland und
der habe ihnen versprochen, daß sie in einigen Jah-
ren als reiche Leute wieder heimkommen sollten.

Das war dem Joseph zu viel. Er verließ des
Morgens früh sein Häuschen, ging hinüber nach
Laufen zu dem Nazi, und — schlug ihm ein zur
Reise nach Amerika.

Aber dieser fürchtete den Einfluß der Kreuz-
wirthstochter auf seinen Reisegefährten. Darum
ließ er ihn nimmer los. Das Häuschen im Thal-
hose wurde denselben Morgen schon mit Allem,
was darinnen war, an einen fremden Mann ver-
kauft, der mit dem Nazi herumzog, und den Aus-
wanderern baares Geld hinterlegte für ihre Güter
und Häuser, freilich wenig genug. Dann ging's
zu den andern Reisegefährten von Haus zu Haus,
von Schenke zu Schenke, zwei, drei Tage und
Nächte lang.

Am Abend des dritten Tages aber zog die wilde
Gesellschaft jubelnd und singend durch das Thal in
der Tiefe unterm Kreuzwirthshaus vorbei. Wall-
burga stand einige hundert Schritte von ihrem
Hause auf einem Felsvorsprung neben einem
steinernen Kreuze, sah unten die lärmende Schaar
vorüberziehen, und — sie konnte sich nicht mehr

halten—rief aus vollem Halse den Namen „Joseph“ hinunter in's Thal. Dieser, trotz seines aufgeregten Zustandes, hörte ihre Stimme, wendete sich nach ihr um, und rief zu ihr hinauf: „Burgele, wir gehen nach Amerika, morgen komm' ich zu dir, und in drei Tagen ziehen wir fort.“

Des andern Tages ging Wallburga öfter hinaus auf den Felsenvorsprung, denn sie erwartete ja ihren Joseph, sie wollte noch einmal allein mit ihm reden; sie hing ja an ihm mit allen Fasern ihres treuen Herzens und auch von ihm glaubte und wußte sie, daß er sie herzlich lieb hatte.

Noch einmal wollte sie alle Kraft ihrer Ueberredung, alle Kraft der Wahrheit und der Vernunft aufbieten, um ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen. Als sie ihn endlich von Ferne herankommen sah, obwohl in Begleitung Nazi's, eilte sie ihnen dennoch entgegen bis an eine schmale Wegstelle, neben einem steinernen Kreuz. Hier setzte sie sich, und als die Beiden näher kamen, trat sie ihnen entgegen, und bat den Begleiter, vorauszugehen in's Kreuzwirthshaus und sie ein paar Augenblicke mit Joseph allein zu lassen. Nazi, der wohl wußte, daß er den Vogel schon zu fest im Garn hatte, entfernte sich mit einem Blick schadenfrohen, lächelnden Hohnes und ließ sie allein. Nun gingen sie eine Zeit lang nebeneinander her, dann, als sie sich an den Fuß des Kreuzes gesetzt hatten, unterbrach



Wallburga zuerst das Schweigen. Josef begann sie, warum willst du mir das thun, warum willst du dich mit Gewalt losreißen von Allem, was dich lieb hat, von Allem, was es gut mit dir meint, willst gegen ein sicheres Auskommen in der Heimath ein

ungewisses Glück in fernen Ländern vertauschen? Joseph lehre um, bleibe hier, es ist noch Zeit.

Wallburga hatte ausgerebet, Joseph, anfangs heftig bewegt, hatte seine Fassung wieder gewonnen. Es ist nicht mehr Zeit, Burgele, erwiderte er mit scheinbarer Ruhe, der Vertrag ist abgeschlossen, das Haus verkauft, ich muß fort in drei Tagen, fort, und wir ziehen Alle miteinander nach Amerika, und wenn du mich lieb hast, Burgele, so ziehst du mit mir.

Ich geh nicht mit nach Amerika, Joseph, ich habe dich lieb, ich könnte mein Herzblut für dich geben, aber — meine alten, gebrechlichen Eltern im Alter verlassen, nein, das kann ich nicht! Sieh da unten, Joseph, liegt mein Elternhaus, wo ich geboren bin, wo ich die Großmutter hab' sterben sehen im Eckstühle, wo sie meine Geschwister hinausgetragen haben, wo ich mein Hochzeitsbündel gesponnen habe und vielleicht mein Todtenhemd, wo wir dort bei der Buche so oft Zither mit einander gespielt und schöne Lieder gesungen haben, — das Alles fällt mir ein, und eine Stimme in meinem Herzen ruft mir zu: Geh nicht nach Amerika!

So redete sie lang und der Joseph hörte zu, aber wie weich sein Herz auch wurde, der schlimme Geist wurde immer wieder Meister, und die Goldhaufen, die er im Geiste schon vor sich liegen sah, blendeten seine Sinne. Alle Lockungen glänzender Herrlichkeit verschwandete er vergebens an dem festen Entschlusse Wallburga's, sie blieb dabei daheimzubleiben.

Da ergriff plötzlich ein anderer schlimmerer Gedanke die Seele des Schreiners. „Du hast mir die Treue geschworen, rief er auf einmal außer sich, du bist mein, du mußt mir folgen nach Amerika. Aber halt! — jetzt weiß ich's, warum du nicht mitgehst, warum du hier bleiben willst. Du willst mich los werden, du willst den reichen Haldenbauer heirathen, willst mit ihm Geld haben und leichtere Arbeit.“

Und immer heftiger und wilder entbrannte in ihm die auflobernde Flamme der Eifersucht, während das arme, bitter gekränkte Mädchen gegen alle seine Beschuldigungen nichts als fließende Thränen hatte.

„Aber, fuhr er immer heftiger werdend fort, du meinst vielleicht, ich werde das geduldig leiden, deinen Liebesbekehrungen auch ferner glauben! Willst du ihn nicht heirathen, wenn ich fort bin, willst du nicht? Gesteh' mir's, auf der Stelle gesteh' mir's, oder...“ Doch er konnte nicht ausreden, denn in diesem Augenblick, wo er mit drohend gehobenem Arme vor dem zitternden Mädchen stand, packte ihn eine starke Faust von hinten, schleuderte ihn kräftig zur Seite, und ergriff ebenso schnell die bebende Wallburga.

Als der Niedergeworfene sich von seinem jähen Fall erhoben hatte, sah er den Haldenbauer, welcher die halb Dymmächtige mit raschen Schritten den

Berg hünanterzog, und schäumend vor Wuth rief er den beiden Enteisenden nach: „Es ist noch nicht aller Tage Abend, ihr Weibe sollt noch an mich denken!“

Der Haldbauer brachte das Mädchen nach ihrem Hause, und, obgleich er mit einer großen Summe Geldes, dem Erlös eines beträchtlichen Waldverkaufes, beladen war, blieb er doch bis in die Nacht im Kreuzwirthshause, und schien neue Hoffnungen zu fassen. Wallburga aber, in tiefer Betrübniß an der Seite des sie tröstenden blinden Vaters sitzend, achtete nicht auf seine Worte. Als es bereits ziemlich spät war, ging er der Heimath zu.

Aber welcher Heimath? Am andern Morgen schon verbreitete sich nämlich das Gerücht, der Haldbauer sei nicht nach Hause gekommen. Der Vormittag verging unter allerlei Vermuthungen und Nachforschungen. Am Nachmittage aber erschien ein leichter mit Reisern und Blumen bekränzter Leiterwagen vor dem Wirthshause, und auf demselben saßen die lustigen Bursche, welche den Wanderskab in die neue Heimath ergriffen hatten und noch einen lustigen Abend in der Heimath zubringen wollten. Nazi, welcher auf der vordersten Spitze neben Joseph saß, wollte sich noch einmal seines Sieges über die treue Liebe des armen Mädchens freuen. Joseph hatte trotz Allem noch die stille Hoffnung, Burgele könnte sich vielleicht doch noch eines Andern besinnen. Alle aber hatten schon Vormittags manch Gläslein zum fröhlichen Abschied getrunken, sonst hätte wohl auch Joseph nicht den Muth gehabt, noch einmal vor den schwer gekränkten Bewohnern des Hauses zu erscheinen.

Als Wallburga erkannte, daß er nicht an eine Aenderung seines Entschlusses dachte, stahl sie sich still weinend aus der Stube, ging hinauf in ihre Kammer, that ein seiden Halstuch, das er ihr an der letzten Kirchweih gegeben, ein Christusbild und ein Gebetbuch, das er ihr von Wien mitgebracht hatte, in ein Päckchen, schlich sich still hinaus an den Wagen, wo sie es in Joseph's Bündel schob, und setzte sich dann, die Schürze vor ihre weinenden Augen deckend, auf eine Bank hinter dem Hause.

Als aber der alte blinde Vater den Scheidenden Gottes Grub und Segen mit auf die Reise gegeben, und der Wagen davonrollte auf der Straße, die zum nahen Städtchen, dem Versammlungsort der Auswanderer führte, stand, halbtneidend auf einem Felsenvorsprung hinter dem Hause, das weinende Mädchen und blickte regungselos dem enteisenden Wagen nach, bis er in der Thalschlucht hinter dem steinernen Kreuze verschwand.

An dem nemlichen Nachmittage aber hatten sich die Spuren, welche auf den Mörder des Haldbauern leiteten, vermehrt.

Man hatte nemlich auf die Aussage einiger Hirtenknaben hin, welche den Auftritt zwischen dem

Schreiner und Wallburga am steinernen Kreuze und das Dazwischentreiten des Haldbauern von weitem bemerkt hatten, auch an dem Thalhofe, dem Hause des Schreiners, Nachsuchungen angestellt. Das Erste, was sich vorfand, waren viele Spuren von Fußritten neben dem Hause. Der Boden war ringsum so zerstampft, daß man auf einen heftigen Kampf schließen konnte. Sodann war die Wand offenbar ganz frisch mit Erde beworfen, und als man dieselbe abtraste, zeigten sich große Blutstrecken darunter.

Endlich grub man im Garten, wo sich ebenfalls Spuren zeigten, nach, und fand kaum einen Fuß tief in der Erde den blutigen Leichnam des Haldbauers, theils mit einem Beile erschlagen, das neben ihm lag, theils mit einem Tuche erwürgt, des Geldes beraubt.

Schon war es dunkel geworden, als am Kreuzwirthshause zwei erhitze Reiter anhielten. Burgele, welche in vermehrter häuslicher Geschäftigkeit ihren Kummer zu vergessen suchte, eilt sogleich herbei, und bringt ihnen den verlangten Trunk an's Pferd.

Wir sind vom Gericht, sagt' Einer von ihnen, und holen . . . Still! flüstert ihm der Andere zu, es ist ja die Wallburga, seine Braut! — Wir dürfen vor der Hand nicht mehr sagen, liebes Kind, spricht darauf der Erste, sie mit mitleidigem Auge betrachtend. Gute Nacht! Und sie eilten in raschem Trabe davon.

Noch hatte das Mädchen keine Ahnung davon gehabt, daß man ihren Joseph des Verbrechens könnte schuldig halten, aber die zweideutige Rede, das leise Flüstern der Gerichtsdiener hatten den ersten schreckensvollen Gedanken davon in ihrer Seele geweckt. Als jedoch Abends die Wirthsstube sich mit zum Theil fremden Gästen füllte, und ein Wort das andere gab, und die Entdeckungen in dem Thalhof ausführlich erzählt wurden, und wie der Ermordete mit einem Halstuch erwürgt worden, welches dem Thalhofer Joseph gehört hätte, und wie das Haus offen gefunden, und der Schreiner augenscheinlich in dieser Nacht in seinem Bette geschlafen hätte, da durchbebte freilich eine unaussprechliche Angst das von ferne zuhörende Mädchen, und dennoch sprach eine innere Stimme in ihr, und dennoch hat er's nicht gethan.

Doch horch! da tönt von Ferne wieder der Hufschlag der beiden Pferde, und im Strahl des Mondes sehen die Gäste, wie die Gerichtsdiener in ihrer Mitte den gefesselten Joseph führen, der scheinbar in sein Schicksal ergeben, gesenkten Hauptes zwischen ihnen einhergeht.

Lautlose Stille herrschte in der sonst so geräuschvollen Wirthsstube, da entblöste der blinde Vater sein Haupt, faltete die Hände und sprach: „Laßt uns für den armen Sünder beten!“

Bald war die Stube von Gästen leer geworden, und als der letzte Hufschlag in der Nacht verhallte, lag Wallburga vor der Steinbank neben der Hausihüre auf den Knien, und betete, Gott möge Joseph's Unschuld an den Tag bringen.

Und ihr Gebet war in der That ein notwendiges und dringendes. Denn schon im ersten Verhöre erkannte Joseph, welche schwere Verdachtgründe gegen ihn vorlagen. Seine Aeußerungen gegen den Halbenbauer am steinernen Kreuze, sein früheres gespanntes Verhältniß gegen denselben als Mißwerber um Wallburga's Hand, das seidene Tuch um den Hals des Geißbieten, das Beil neben ihm, welche beide als dem Schreiner angehörig erkannt wurden, der Umstand, daß er in jener Nacht in seinem Hause zugebracht haben mußte, weil das Bett verlegen war, Alles sprach gegen ihn.

Zwar behauptete er, jene Nacht bei einem der Auswanderer in der Nachbarschaft mit seinen Reisegegnossen zugebracht zu haben. Etwa um 9 Uhr habe er sich still enifernt, und auf dem Heuboden ein paar Stündlein verschlafen, dann sei er wieder zu seinen Kameraden zurückgekehrt; Beil und Tuch habe er im Sturm der Verwirrung der letzten Tage jenes im Holzschoppen, dieses auf einem Fenstergestimse vergessen, und das Bett habe er mit dem Hause verkauft. Aber das Alles konnte er nur theilweise beweisen, und namentlich er schien seine Aussage wegen der Ab-

wesenheit von seinen Reisegefährten als eine offenbare Erfindung, da diese alle nur angeben konnten, Joseph sei mehrere Stunden aus ihrer Mitte verschwunden gewesen. Wo er diese zugebracht, wußten sie nicht.

Es blieb ihm somit nichts, als das bestimmteste Lügner der That. Zeugen zu seiner Entlastung fand er keine, während die meisten derselben, befangen von dem Vorurtheil das jeder, der auf der Verbrecherbank sitzt, gegen sich hat, zwar von seinem frühern Leben nichts Schlechtes zu sagen wußten, aber doch mehr oder weniger irgend einen Schatten auf ihn zu werfen wußten. Manche waren ihm wegen des Kreuzwirthstöchterlein nicht „grün“, andere hatten in dem stillen, fleißigen, zurückgezogenen Jüngling jetzt erst den Dackmäuser, den Falschen erkannt, kurz Alle hielten ihn der That an dem Halbenbauer wenigstens für fähig.

Da wurden endlich auch Wallburga und ihr Vater vernommen.

Als Wallburga vor die Schranken des Gerichtes trat, hatte Joseph in Folge der ungünstigen Zeugenaussagen alle Hoffnung verloren; beim Anblick seiner Braut, tauchten wie grüne Eilande aus dem Sturme des Meeres die Erinnerungen der glücklichen Vergangenheit aus der bewegten Schmerzensfluth seines Herzens, und er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und die Thränen bitteren Schmer-



zes fielen zwischen seinen Fingern herab auf die Erde.

Schüchtern, aber offen und ohne Hehl, gestand Wallburga alles Einzelne über ihr Verhältniß zu ihm, den harten Auftritt am feineren Kreuze, seine letzten drohenden Worte. Als aber nun der Richter sie fragte, ob sie ihn der That für fähig halte, da fühlte sie das Feuer eines freudigen Muthes durch ihre Adern rollen, da richtete sie sich höher auf, und wie die frische, mächtig sprudelnde Bergquelle, so strömten die Worte der Entrüstung, der Vegetierung von ihren Lippen.

Mit lauter Stimme, mit flammendem Auge, mit höher gerötheter Wange sprach sie für ihn, schilderte jeden schönen Zug seines Herzens, offenbarte jede verborgene Falte seiner guten Seele, beleuchtete jede edle Seite seines früheren Lebens. Eine tiefe Rührung ergriff Richter und Zuhörer, freudiges Entzücken malte sich auf den Zügen des blinden Vaters, und in Joseph's Seele träufelte mit jedem ihrer Worte ein Balsamtropfen des Trostes und der Hoffnung, wohl auch mancher bittere Vermuthungstropfen der schmerzlichen Reue.

Und endlich, das Crucifix in der Linken, die Rechte hoch erhebend (S. vorstehende Abbildung), endete sie mit den Worten: „Herr Richter! so wahr ein Gott ist, und wenn's meine letzte Stunde wär, ich will's behaupten, daß Joseph unschuldig ist an dem Verbrechen! Wär's gethan hat, weiß nur der Eine da droben, daß er's aber nicht war, darauf kann ich hundert Eide schwören, denn, die andern kennen ihn nicht, ich aber kenne ihn, kenne sein Herz und Gemüth, wie meine flache Hand. Er hat mich verlassen, und wenn er frei wird, geht er fort nach Amerika, — aber die Wahrheit zu reden ist Christenpflicht, und so lang ich einen Odem hab', will ich schwören, daß er unschuldig ist!“

So tief auch der Eindruck war, den ihre Worte hervorbrachten, das Gewicht der Inzichten gegen den Angeklagten konnten sich nicht verringern, und das Gericht verurtheilte denselben zu zehnjährigem schweren Kerker.

Dem Verurtheilten aber wurde derselbe weniger schwer, denn Wallburga glaubte ja an seine Unschuld.

Längere Zeit nach der Verkündigung des Urtheils, nachdem Wallburga vergebens auf irgend eine Aufklärung der Sache gehofft, nachdem man ihr vergebens zugeredet hatte, den Verurtheilten zu vergessen, und als von mehreren Seiten neue Freier sich näherten, — trat sie eines Tages vor den blinden Vater hin, und sagte: „Vater gib's keine andere Hilfe mehr, so geh' ich nach Wien zum Kaiser!“

Manche, die davon hörten, zuckten die Achseln und dachten wohl im Stillen: dem guten Kind rap-pelts! Andere machten sich wohl gar schon im voraus lustig über den kurzen Bescheid, mit dem sie in Wien werde abziehen müssen; Wenige wünschten

ihr Glück zur Reise, denn, wenn sie auch das brave treue Mädchen gerne hätten, so konnten sie doch von des Schreiners Unschuld sich nun und nimmermehr überzeugen.

Der blinde Vater allein, seit Wallburga's Auftreten vor Gericht, glaubte daran so fest, wie seine Tochter, und weil er sah, daß diese entschlossen war, keinem anderen als dem Joseph die Hand zu reichen zum Lebensbunde, so gab er ihr zur weiten Reise seinen väterlichen Segen.

Glücklich kam sie in der Kaiserstadt an, fand bei einer dort verheiratheten Landsmännin ein Unterkommen, und gelangte einige Tage nachher wirklich vor den Kaiser. Anfangs zwar, als sie vor dem hohen vornehmen Herrn stand, wollte ihr das Herz schier stille stehen vor Bangigkeit, und die Zunge lag ihr wie Blei im Munde. Als aber der Kaiser sie freundlich anredete, und sie ihm in das gutmüthige Auge geschaut hatte, begann es ihr leichter um's Herz zu werden, und sie erzählte dem Monarchen mit einfach schlichter Beredsamkeit den Zweck ihres Kommens, und legte ihm ihr Anliegen mit recht beweglicher Bitte an's Herz.

Der Kaiser, von ihrer aufopfernden Treue gerührt, versprach ihr, er wolle die Sache noch einmal auf's genaueste untersuchen lassen, und die Prozesakten selber lesen, und entließ sie mit der Zusicherung, wenn etwas geschehen könne in der Sache, so solle es an ihm nicht fehlen.

Mit einem hübschen Reisegeld auf den Heimweg beschenkt, verließ sie die Kaiserburg, und wanderte getröstet wieder ihren Bergen zu. Aber, wenn auch nicht ganz, doch großen Theils war auch diesmal ihre Hoffnung vergebens. Denn, trotz abermaliger genauer Untersuchung, blieben doch alle Inzichten gegen den Verurtheilten stehen, und nichts als des Mädchens Zeugniß vor Gericht sprach zu seiner Entlastung. Es blieb also beim ersten Urtheil; — jedoch wurde im Gnadenweg eine Abkürzung der Strafzeit in Aussicht gestellt.

Damit war zwar etwas gewonnen, aber nicht, was Wallburga wollte, nicht Joseph's Unschuld bewiesen.

Jetzt war ihre letzte Hoffnung verschwunden, und sie versank von der Zeit an in stilles Brüten, saß oft Stunden lang einsam, den Kopf auf beide Hände gestützt, jede Stunde der Vergangenheit, jeden kleinsten Umstand aus den schlimmen Tagen, in denen Ignaz mit den andern Burschen forgezogen war, an ihrem Geiste vorübergehen lassend. Da fuhr es ihr auf einmal wie der Blitz durch den Kopf, und in dem Dunkel ihrer Gedanken flammte es plötzlich auf, wie eine helle Flammensäule in finsterner Mitternacht.

Lenz, der Name Lenz war ihr einstmals in den Sinn gekommen. Und, je mehr sie diesen Namen verfolgte, desto mehr und mehr wurde es licht in

ihrer Erinnerung, desto fester hielt sie den Faden, an dem sie endlich die Lösung des Räthsels zu finden hoffte.

Dieser Lenz nämlich war ein herumziehender Krämer. Seit mehreren Jahren kam er jedes Jahr zweimal durch die Gegend, und stets hatte er im Kreuzwirthshause noch ein Schöpplein genommen, ehe er dem nächsten Nachtquartier zuwanderte. Auch an jenem verhängnißvollen Abende, als der Haldenbauer mit der schweren Geldgurte beladen die halb ohnmächtige Wallburga nach Hause gebracht hatte, war der Hausfirt in der Stubenecke gefessen, und da er immer gleich beim Empfang zu bezahlen pflegte, so war er während der Aufregung nach des Mädchens Ankunft von Allen unbeachtet aufgebrochen. Seit jenem Abende, das fiel dem Mädchen jetzt erst auf, waren schon bald anderthalb Jahre verflossen, und der Krämer hatte sich nicht mehr blicken lassen.

Ihr Entschluß war schnell gefaßt. Von des Vaters und der Mutter besten Wünschen begleitet, machte sie sich trotz schneidender Winterfalte auf den Weg. Ihr erstes Ziel war der Ort, wo der Krämer, wie sie wußte, eine Art Heimath hatte. Doch, als sie hier demselben nachfragte, war er seit längerer Zeit auch dort verschwunden, war mit seiner Frau weggezogen, und Niemand wußte, ob er in Oestreich geblieben, oder gar nach Amerika gegangen sei. Neuer Grund zum Verdacht, aber auch neue schmerzliche getäuschte Hoffnung.

Von Haus zu Hause hatte sie sich erkundigt, aber allenthalben vergebens. Beim Pfarrer, beim Schulmeister hatte sie zuletzt noch ebenso erfolglos nachgeforscht und wollte eben das Schulhaus verlassen, als sie plötzlich auf der Schwelle stehen blieb. In der eben verlassenen Stube vernahm sie die Musik einer Spielbuse, eines kleinen musikalischen Instrumentes, ähnlich unsern Schwarzwälder Spieluhren, welches bei manchem reichen Bauern im Salzburgerland sich findet. Sogleich eilt sie in das Haus zurück, und erblickt in der Hand des Schulmeisters die Buse, und erkennt sogleich in derselben die Spielbuse des Haldenbauers, in dessen Händen sie dieselbe öfter gesehen hatte. Der Schulmeister hatte sie auch wirklich von dem Hausfirt gekauft. Die Zeit traf mit dem Mord im Thalhof zusammen. Bald wußte das ganze Dorf um die Sache Wallburga war mehrere Tage im Dorfe geblieben, in der Hoffnung, doch noch etwas über den Aufenthalt des Krämers zu erfahren; da trat eines Tages eine alte Frau zu ihr, und erzählte ihr, auf einer Wallfahrt tief in's Gebirge habe sie vor einigen Wochen in einem schönen Gehöfte angekehrt. Dieser Hof gehöre einem Fremden, der erst seit einiger Zeit das Haus und Gut gekauft und baar bezahlt habe, und es sei ihr damals vorgekommen, als hätte sie den

Mann schon irgendwo gesehen, ja als sei er der ehemalige Krämer Lenz.

Das war für das heldenmüthige Mädchen genug, Trotz Schnee, Wetter und Kälte eilt sie dem tieferen Gebirge zu. Nach den Angaben der alten Frau fand sie in einem Gebirgsthale zwischen Hallstadt und Hallein bald das einsam stehende Haus, und erkundete auch sogleich, daß der Besitzer nicht zu Hause sei. Matt und erschöpft wie sie war und sich auch noch anstellte, fand sie bei der Frau des Hauses gegen Bezahlung etwas Nahrung und Ruhe für einige Stunden auf der Ofenbank. Gleich beim Eintreten erkannte Wallburga die Frau des Krämers, obwohl sie dieselbe früher nur einmal flüchtig gesehen, und diese selbst an Tracht und Kopfschmuck manche Veränderung vorgenommen hatte. Als der Abend kam, kehrte auch der Hausherr zurück, in welchem die scheinbar Schlummernde aus ihrem dunkeln Ofenwinkel auf's bestimmteste den ehemaligen Hausfirtkrämer erkannte, wiewohl er statt des frühern langen rothen Bartes glatt rasirt, und selbst sein rothes Haupthaar schön schwarz gefärbt war.

Wallburga, um nicht von Lenz erkannt zu werden, hütete sich wohl, sich bemerklich zu machen, und da auch die Frau demselben nicht gleich sagte, daß eine fremde Person da sei, so fand Wallburga während einer kurzen Entfernung des Mannes Gelegenheit, nach flüchtigem Abschiede von der Frau das Haus zu verlassen.

Mitten in der stürmenden Nacht eilte Wallburga von dannen, dem nächsten Gerichte zu, und machte des andern Morgens früh bei demselben die Anzeige dessen, was sie entdeckt hatte.

Schnell waren, unter gehöriger Bewachung, der Hausfirtkrämer, dessen Frau, nebst dem Schulmeister mit der verrätherischen Dose, in die Hände des Gerichtes geliefert. Bald wurde nun die ganze Sache an's Licht gebracht.

In jener Nacht war der Krämer von dem Kreuzwirthshause aus dem Haldenbauer wirklich vorausgejelt, hatte des Thalhofers Haus, von dem er wußte, daß es leer war, weil er den Joseph vor einigen Stunden im Kreise seiner Reisegefährten gesehen hatte, betreten, und dort sich einen Augenblick auf das Bett geworfen, da er wußte, daß der Haldenbauer erst nach einiger Zeit vorüberkommen mußte, und wohl auch in der dunkeln Absicht, den Verdacht auf den Thalhofer zu leiten. Dann hatte er mit dem im Holzschoppen zufällig gefundenen Beil, und mit dem in der Stube liegenden gebliebenen seidnen Tuche, welches er zu einer Schlinge gefnüpft hatte, sich dem Haldenbauer auf den Weg gestellt, demselben in der Finsterniß schnell die Schlinge um den Hals geworfen, und ihn in das Gärlein des Thalhofers hereingerissen. Als der Angegriffene sich hier stärker zur Wehr setzte, hatte er mit dem Beil ihm den Kopf eingeschlagen und ihn dann ein-

gescharrt, nachdem er dessen Geld zu sich genommen, und die Spuren der That an der Mauer zu verbergen gesucht.

Unter falschem Namen, mit falschen, von einem Spießgesellen aus früherer Zeit erkauften Papieren, hatte er sich in jenem einsamen Thale angekauft, und hoffte, hier die Früchte seines Verbrechens unangefochten genießen zu können. Aber, als ob die ewige Gerechtigkeit den schlauen Verbrecher verblendet hätte, hatte er die Spielbse des Ermordeten verkauft, und dadurch den ersten Fingerzeig zu seiner Entdeckung selbst gegeben.

Doch, überlassen wir den Verbrecher seinem wohlverdienten Schicksale, das durch die Hand menschlicher Gerechtigkeit bald an ihm sich vollendete, und wenden wir uns einem freundlicheren Bilde zu!

Geflügelten Schrittes eilt unsere Heldin dahin auf der Straße nach ihrer Heimath, sie hatte, nach dem ersten Verhöre, das mit dem gefangenen Hausierer angestellt worden war, aus dem Munde des Richters vernommen, der Befehl zur Freilassung des Thalhofers werde unverzüglich abgeben, und mit dieser glücklichen Botschaft traf sie in kurzer Zeit bei Vater und Mutter ein. Das war eine Freude und Wonne, die des Kalendermannes Feder zu beschreiben nicht im Stande ist. Aber noch sollte Einer getrübt werden, der des Trostes am meisten be-

durfte. Zwar hatte Joseph fortwährend Kunde erhalten von den aufopfernden Anstrengungen des Mädchens, aber er hatte kaum noch Hoffnung, daß es ihr gelingen werde, seine Unschuld an's Licht zu bringen. Zur Kreisstadt eilte nun Wallburga mit ihrem blinden Vater auf leichtem Fuhrwerk, denn der alte Mann ließ sich's nicht nehmen, er wollte auch sein Theil haben an der glücklichen Stunde. Und ob es eine war! Als beinahe zu gleicher Zeit mit den beiden Reisenden auch die Weisung an den Gefängnißvorsteher kam, den Joseph Thalhofer als unschuldig an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen freizulassen, als die Beiden des andern Morgens vor dem Gefängnißthore standen, und dieses sich aufthat, und Joseph, wie aus einem bösen Traum erwachend heraustrat, um sich blickte, und die drei glückseligen Menschen einander schweigend in die Arme sanken. Worte konnte keines von ihnen finden, um auszusprechen, was ihre Seele bewegte, mit trockenen beschreibenden Worten wolken auch wir diesen schönen heiligen Augenblick nicht entweihen. Wir wollen sie allein lassen!

Bald finden wir unsere Leutchen ohnedies wieder auf dem Wege nach dem Kreuzwirthshause, und als sie auch hier einzogen, da war bei der Mutter abermal Freude, und von nah und ferne kamen bald Gäste her, und wollten das brave Mädchen sehen, und den armen unschuldig Verurtheilten, für den sie



jezt eitle Worte der Theilnahme und der Bewunderung hatten, während früher nicht einer vor Gericht mit mutbigem Zeugniß an des Mädchens Seite gestanden hatte. Aber so sind die Menschen!

Doch, noch waren nicht alle Sorgen vorüber; denn Joseph war zwar frei und öffentlich von allem Verdachte gereinigt, und schon bei dem Gedanken an Amerika lief es ihm kalt den Rücken hinauf; aber sein Häuschen war verkauft, sein Hab und Gut in Folge der Untersuchung draußgegangen, Kundschaft hatte er keine, und noch immer wurmte ihn das alte Bedenken: Soll ich, kann ich, darf ich, ein armer Habenichts, das brave und mit zeitlichem Gut gesegnete Mädchen zu meiner Frau nehmen? Wenn ich ihr nur auch etwas mehr bieten könnte, als meine arme Person! Doch auch diese Bedenken sollten das Glück der jungen Leutchen nicht mehr lange stören. Denn bald darauf im Frühjahr im schönen Bonnemonat hielt eines Tages ein vornehmer Reisewagen vor dem Kreuzwirthshause. Ein alter Herr stieg aus und trat in die Wirthsstube. Auf den ersten Blick erkannte Wallburga in ihm einen hohen Herrn, der sie einst zu Wien in das Zimmer des Kaisers begleitet hatte. Was aber war seine Botschaft? Er brachte von dem gütigen Fürsten, welcher bereits Alles erfahren hatte, ein reiches Geschenk, und für Joseph, den Schreiner, ein schön und verdienstlich Stück Arbeit, denn der alte Herr selbst übertrug ihm sogleich die Arbeit für drei Landhäuser, welche er in der Gegend zu erbauen beschloßen hatte.

Jetzt aber, lieber Leser, müssen wir die guten Leute in den Salzburger Bergen verlassen, obwohl sie uns wahrhaft lieb geworden sind. Ueber's Jahr um diese Zeit war fröhliche Hochzeit im Kreuzwirthshause, und der alte Herr von Wien war richtig auch dabei, wie er's versprochen hatte, und der blinde Kreuzwirth und sein altes Weiblein gedachten wieder ihrer eigenen jungen Tage, und der Fido, des blinden Mannes treuer Führer, bekam manchen guten Witsch; aber der Schreiner blickte nachdenklich seiner jungen Frau in's fromme Auge und sagte: „O Burgese, so reich wär' ich in Californien nicht geworden!“

Sprichwörter.

Der Geiz und der Bettelsack haben keinen Boden.

Eine Kuh im Frieden ist besser als drei im Kriege.

Es steckt viel Ehr' und Freundschaft in einem Faß Wein, oder weß Brod ich eß, deß Lieb ich sing.

Mancher ist eine Sonnenuhr, die nur so lange zu brauchen ist, als die Sonne scheint.

Es schlafen nicht alle, die die Augen zu haben.

Geredt ist geredt, man kann's mit keinem Schwamm abwaschen.

Mancher Apfel hat eine schöne Schale, aber es steckt ein Wurm darin.

Die Glocken läuten andern zur Kirche, komm' aber selbst nicht hinein, oder

Ist beim Worte nicht das Herz,
Ist das Wort ein tönend Erz.

Eines Menschen Verstand zeigt oft eine flüchtige Stunde,

Eines Menschen Gemüth troget dem Wechsel der Zeit.

Geh ohne Stab nicht durch den Schnee,

Geh ohne Steuer nicht auf die See,

Geh ohne Gottes Geist und Wort

Nicht von des Hauses Schwelle fort.

Hüte dich vor den Ragen,

Die vornen lecken und hinten kragen!

Wahrheit ist die Pforte, die zum Himmel führt.

Wer gut futtert, gut buttert.

Der Mensch ist nie so schön, als wenn er um Verzeihung bittet, oder selber verzeiht.

Wie du dich änderst, so ändert nach dir sich dein Schicksal.

Gottes Wort wär' nicht so schwer

Wenn der Eigennuz nicht wär.

Gibst du dem Feinde nach, so gibt er dir den Frieden, Und gibst du dir nicht nach, so ist dir Sieg beschieden.

Weißt du was, so schweig,

Ist dir wohl, so bleib,

Hast du was, so halt.

Unglück mit seinem breiten Fuß kommt bald.

Etwas von den Narren.

Es ist zwar eine bekannte Sache, daß in manchen Stücken der Mensch auch ohne gelehrte Bücher und Schulmeister einen natürlich angeborenen Schulmeister, ein gewisses unbestimmtes Gefühl in sich trägt, das ihm sagt, was ihm Nutzen und Schaden bringt, was er fliehen und suchen, was er erhalten und was er zerstören soll. Aber dennoch ist gar oft der Mensch mit aller angeborenen oder erlernten Weisheit weniger weise und vernünftig, als das unvernünftige Thier. Freilich hat er auch mancherlei schlimme Ra hgeber in sich selber, in seinen bösen Neigungen, seinen üblen Gewohnheiten, seinen blinden Leidenschaften, freilich ist er oft mit all seiner eingebildeten Weisheit, und wenn er's damit auch bis zum Bürgermeister gebracht hat, doch am Ende ein großer Narr. Da lauft der Goldnarr, dort der Ehrennarr, da der Hochmuthsnarr, dort der Demuthsnarr, da der Weibernarr, dort der Spielnarr, da der Schmaußnarr, dort der Trinknarr, und wie sie alle heißen, unsere Brüder und unsere

Schweftern; denn wir alle, ja auch du, lieber Leser, und auch der Kalenderschreiber, wir alle tragen ein Jeder eine größere oder kleinere Narrenkappe, und zum größten Unstern hält noch gar jeder Narr seine Narrenkappe für eine Ehrenkrone.

Doch gehen wir zu jedem Einzelnen unserer närrischen Gesellschaft!

Der Geldnarr beschaut sein Angesicht am liebsten in nagelneuen Dufaten, kennt keine schönere Musik, als die eine Tasche voll Kronenthaler von sich gibt, taxirt den Nebenmenschen nach den Nullen, die er ihm anhängen kann, des Lebens Glückseligkeit nach den Prozenten, die ihm eingehen, und den armen Zinsbauern, die mit leeren Taschen und traurigen Gesichtern aus seiner Hausthüre wandeln. Kommt das Stündlein zum Abmarsch, und er merkt, daß er keinen rothen Heller mit auf die Reise nehmen kann, so denkt er wohl, daß er sein Lebenlang ein Narr gewesen, aber — es ist zu spät.

Dann kommt der Ehrennarr, der trägt die Stirne recht tief, damit er die Nase nachher desto höher tragen darf, der macht einen recht krummen Buckel, damit er nachher sich desto pfausbackiger in die Brust werfen kann, der bettelt um Geuß und Gnaden, damit er nachher desto ungnädiger gegen geringere Bettler sein kann, der läßt sich um der künftigen Ehre willen wohl auch mit Fußstritten abspießen, damit er nachher weiß, wie man zudringliche Schmeichler auf manierliche Weise zur Thüre hinaus complimentirt. Sein naher Vetter ist der Hochmuthsnarr, der ist ein Mensch, der reitet hoch zu Ross durch die Welt; sein Ross ist der Hochmuth, das behängt er mit allerlei bunten Lappen, und auf dem einen Lappen steht geschrieben, wie der seltsige Hausfreund vom Müller von Brackenheim erzählt hat: Bin ich nicht der reiche Müller, bin ich nicht der schöne Müller! auf dem andern: Bin ich nicht ein vornehmer Mann, bin ich nicht ein hochgeborner Mann! auf dem dritten: Bin ich nicht ein geschickter Mann, bin ich nicht ein gelehrter Mann! auf dem vierten: Bin ich nicht ein mächtiger Mann, bin ich nicht hochgebietender Mann! und so weiter. Aber die Lapplein sind nicht recht festgenagelt am Geschirr, und es schreit manchmal darunter hervor, als ob's kein rechter arabischer Hengst wäre, auf dem er sitzt, und wenn ein rechter Windstoss kommt, fliegt so ein Lapplein davon, und dann wieder eins und noch eins, und am Pferdekopf blickt etwas durch wie ein verdächtiges langes Dyr, und wenn's mit dem guten Mann heißt: Matihai am Legten, so bleibt vom ganzen stolzen Ross nichts übrig, als ein armselig graues — Eselein.

Da sind aber wieder ganz andere Narren, die sogenannten Demuthsnarren, die spielen eine ganz absonderliche Rolle in der Welt, und besonders in unseren Tagen will man eine starke Vermehrung derselben verspürt haben. Die hängen die Köpfe

und beschauen den Bauch, denn der ist ihr Hauptsündenbock, die nehmen am Sonntag kein Geld, Gewissenshalber — außer wenn man ihnen sechs Prozent bezahlt, die verachten die Güter dieser Welt, aber gute und einträgliche Stellen sind ihnen doch nicht zuwider, die rühmen sich, gar arge Sünder zu sein, aber alle andere Menschen, meinen sie, sind doch noch größere, und werden neben ihnen keinen Platz im Himmel bekommen. — Doch warum heißen sie denn eigentlich Demuthsnarren? der hinkende Bote weiß es selbst nicht, denn eigentlich sollten sie heißen wie die guten Freunde, von denen vorher die Rede war.

Weibernarren, — ja das ist eine heikle Sache, meint der Sevatter, der neben dem Kalendermann steht, von denen des Breiteren zu reden nicht gerade unser allen Umständen rathsam ist. Gesezt der Fall, zum Beispiel, lieber Leser, du hättest, ohne Stichelei zu reden, so etwas im Hause, was man auch nur ein Stücklein von einer bösen Sieben, oder gar ein Hauskreuz nennen könnte, und der Hinkende ließe sich's beifallen, etwas wider das Hausregiment zu schreiben, da wäre ja offenbar die vielfährige freundliche Bekanntschaft des hinkenden Boten mit dem lieben Leser in Gefahr zerrissen zu werden, und der arme Kalendermann müßte sich gar noch darauf gefaßt machen, mit Dfengabel und Besenstiel in widerwärtige Berührung zu kommen. Und weil man ja eben so gut von Mannsnarren reden könnte, als von Weibernarren, so wollen wir lieber keinen Hausfrieden stören und dieses Kapitel überschlagen.

Spielnarren. Dieses Geschlecht ist Legion in unseren Tagen, und es ist wahrlich, als ob die armen Menschlein, je mehr der Ernst in ihrem Leben überhand nimmt, je ernster die Gegenwart dreinschaut und die Zukunft, — sich um so größere Mühe geben wollten, ihr Leben spielend zuzubringen. Da stehen die großen Geldmänner in den Hauptstädten des Welt Handels und kaufen und verkaufen sogenannte Staatspapiere, je nachdem sie daran zu profitiren hoffen oder zu verlieren fürchten, und auf dem Zünglein der Waage, auf der die Weltbegebenheiten abgewogen werden, steht ihr Schicksal; neigt sich das Zünglein rechts, so sind sie in einer Stunde steinreiche Leute, neigt sich's links, so sind sie vielleicht Bettler. Dort steht ein Anderer in Homburg oder Baden-Baden am Spieltische, der Versucher läßt ihn vielleicht anfangs einige Thaler gewinnen, aber schnell wendet sich das Blättlein; er wirft eine Rolle Dufaten, vielleicht gar anvertrautes, fremdes Geld, nach der andern hin, ein Stück seines äußern Lebensglücks, ein Stück seiner Ehrlichkeit, ein Stück seines innern Friedens nach dem andern, und wenn seine Lust am Spiel gebüßt, seine Taschen leer, sein Herz öde und sein Kopf schwindlig geworden ist, geht er hinaus in den grünen Tannenwald — und wirft das Leben von sich, das hinfort keinen

Werth mehr für ihn hat. Oder in der ländlichen Wirthsstube sitzt der Nachbar beim Nachbarn, der Gevatter beim Gevatter, und sie wollen einen vergnügten, fröhlichen Abend haben, und — Trumpf aus! gestochen! und noch einmal Trumpf aus! schreit der Eine um den Andern, und mit der Faust schlägt der Verlierende auf den Tisch, daß die Gläser vom Tischblatt auffpringen. Zwar verliert er keine Goldrollen, auch keine Kronenthaler, aber doch vielleicht Groschen, Sechser und Sechsbäzner, und wenn er heimkommt, und die hungrigen Kinder nach Brod schreien, und die darbende, fleißige Frau Geld für Salz und Schmalz haben möchte, so verschwört er vielleicht in seinem Herzen hoch und theuer das böse Spiel, — bis er am andern Abend wieder dazukommt.

Da gib't's ferner Schmausnarren und Trinknarren, die sind die allernächsten Bettern zu einander; aber saubere Bettern sind's, das muß man ihnen lassen. Heute füllen sie mit Essen oder Trinken, um des lusternen Gaumens willen, sich den armen Magen, und lassen sich's wohl sein, damit am andern Tage Kopf und Magen für die Sünden des begehrllichen Mundes büße, heute werfen sie das Geld mit vollen Händen, Gulden- und Kronenthalerweis hinaus, und morgen arbeiten sie im Schweiß des Angesichts um den armseligen fuchzigen Kreuzer oder Sechser; in vollen, gierigen Zügen trinken sie den schäumenden Freudenbecher des Lebens, damit sie ja auch den Gistropfen bekommen, der auf dem tiefsten Grunde sitzt, und der ihnen bald in raschem Zerstörungswerke Leib und Seele zu Grunde richtet.

Und das Alles, lieber Leser, soll man keine Nartheit nennen, dem Allen soll man am Ende noch gar den weiten Mantel christlicher Liebe umhängen, und soll, wie ein geschickter Schwarzkünstler oder Taschenspieler, vielleicht etwas Gescheidtes, etwas Nobles, etwas Weises, etwas Großartiges daraus machen, soll vor den verschiedenen übertünchten Nartheiten, die täglich um uns herumstreichen, vielleicht den Hut abziehen, vielleicht einen recht tiefen Bückling machen, und mit — Hochverehrter! Wohlweiser! Hochbedler! aufwarten, während wir solche Leute lieber in's Pfefferland wünschen möchten. Nein, lieber Leser, nimm's dem Hinkenden nicht übel, aber es geht ihm wider den Strich, schwarz weiß zu nennen, und darum schließt er denn für alle Leser und Hörer, Groß und Klein, Hoch und Niedrig mit dem Sprüchlein:

Wir haben, groß und kleine Narren,
Ein Jeder seinen eig'nen Sparren.
Drum ist, wer sich für weise hält,
Der Narren größter in der Welt.

Die Fischzucht.

Eine Platte voll frischer Bratwürste oder eine fette Gans zum Sauerfraut, oder ein Stück Schinken und ein Rebhühnlein zum Kopfsalat, das, lieber Leser, ist nicht übel, nicht wahr? Aber, ein paar abgesottene Forellen, oder ein blauer Hecht, oder ein schöner Rheinlachs mit braunen Zwiebeln? — Wie steht's damit? Wirfst du die zum Fenster hinaus?

Ja, daß Gott erbarm! wenn wir solche feine Bissen noch viele auf unser Tischtuch brächten, wenn wir nicht mit ungeschmelzten Feldhühnern, die doch der liebe Gott das letzte Jahr wieder hat wachsen lassen, Jahr aus, Jahr ein uns begnügen müßten!

Und doch lieber Leser steht's noch nicht so übel, der liebe Gott hat seinen Tisch immer noch gedeckt für viele hungrige Gäste, und wenn sie nur sein kurzes Einladungssprüchlein recht verstehen, das Sprüchlein „bele und arbeite“, so öffnen sich stets neue Quellen reicher Gottesgaben, und die reichste dieser Gottesgaben, der ersinderische Menscheng Geist, findet immer neue Wege zur reichen Vorrathskammer Gottes.

Nicht nur aus der Erde läßt der himmlische Versorger Saat wachsen und Brod, und Früchte tausendfacher Art, nicht nur die Thiere des Hofes und des Waldes und die Vögel der Luft werden ihm Mittel der Sättigung, sondern auch das weite Weltmeer und die reizenden Ströme und die hüpfenden Bächlein des Thales bringen auf ihrem Rücken und in ihren Tiefen leckere Bissen für deine Tafel. Und wenn man sie auch Fastenspeisen genannt hat, so zeigt doch der Augenschein, daß die Fischesser davon nicht gerade mager werden und verkommen.

Ja, so war's, sagt du, lieber Leser, aber so ist's heutzutage nicht mehr, und du hast Recht. Denn, wer heutzutage aus manchem Bächlein oder großen Flusse seinen Fastenhunger stillen müßte, der wäre freilich übel daran, und müßte elendiglich verhungern. Nicht zwar, als ob die Leute einen größern Hunger bekommen hätten, oder unser lieber Herrgott nicht mehr Fische genug anschaffen könnte für die vielen hungrigen Fester und für das sich stark vermehrende Menschengeschlecht, sondern wir verderben uns selber die reiche Ausfaat des Herrn in unsern Bächen und Flüssen, oder wissen wenigstens damit nicht Rath zu halten und nicht zu wuchern mit den Geistespfunden, die wir empfangen haben.

Da kommen Dampfsschiffe brausend auf unsern schiffbaren Flüssen daher, und — ich will nicht sagen, daß die Fische von den saueren Gesichtern der Engländer auf den Schiffen davon laufen, aber die Schiffe wühlen mit ihren Rädern in den sonst so stillen Fluthen und wälzen mit den Wellen den Laich der Fische an's Ufer, daß er vertrocknet, oder ver-

jagen mit ihrem Dampf und Lärm die friedlichen Fische hinweg aus ihrem bisher von solcher Gewalt unangefochten besessenen Reiche; oder es kommen gar geschickte Leute, die um ein Strichlein mehr sind als andere Leute, weil sie nicht nur Leute von Genie, sondern vom Genie sind, also Spaß bei Seite! Da kommen die Wasser- und Straßenbauinspektoren und legen Steine und Faschinen und Sentwürste vor die stillen Altwasser und Buchten, wo die Fische ihren zarten Kindlein den ersten Gruß der Frühlingssonne wollten zukommen lassen, in ruhiger Abgeschiedenheit von der unruhigen Wasserwelt da draußen, und holen ganze Mattfelder und Gewanne aus dem Boden des Wassers, und zeigen unserm lieben Gott den Weg für seine Ströme und Wasserbäche. Aber den Fischen gefällt's nimmer im geregelten Thalweg, und sie ziehen fort in andere Gegenden, wo es ihnen bald auch nicht besser geht, als in der alten Heimath. Oder wenn so ein Schwarm junger zwei bis drei Zoll langer Sälmlinge, welche im oberen Gebiet der Flüsse gelaicht werden und abgeschlossen sind, nun zu vielen Tausenden den Rhein hinabschwimmt, um in's Meer zu gehen, allda zu wachsen, und im nächsten Jahre wieder zu kommen und so fort, bis aus den Tausenden halbfindersgroßen Fischlein Rheinsalmen von 50 bis 60 Pfund geworden sind, wer sollte es da nicht recht finden, daß man den Fang der Sälmlinge verboten hat? denn mit den paar hundert Pfund Sälmlingen hat der Muthwille der Menschen vielleicht mehrere tausend Pfund Rheinsalmen verschluckt.

Dazu kommen die Fabriken mit ihren Rädern und Kanälen und Farbstoffen, das jährliche Ablassen, die Schleusen, das Hanfrösten und vieles andere, von den Raubvögeln, Raubfischen und dergleichen gar nicht zu reden, die doch auch ihre alltägliche Kost im Wasserreiche holen.

Kurz, es geschieht mit oder ohne unsere Schuld so manches, wodurch in großen und kleinen Wassern die Fische mehr und mehr abnehmen mußten, und abgenommen haben, und fort und fort abnehmen werden, also daß, wenn's so weiter geht, unsere Ururentel die Fische fast nur noch vom Hörensagen und aus den Beschreibungen der Naturgeschichte kennen müßten. — Aber auch da hat der Mensch mit Gottes Hilfe Mittel und Wege gefunden zur Abhilfe.

Schon 1758 nämlich hatte ein deutscher Graf Gelbstein am Niederrhein gefunden, daß man die Fische auch künstlich fortpflanzen und erhalten könne, und hatte ein Schriftchen darüber drucken lassen. Aber theils war wegen der noch auf natürlichem Wege zahlreich genug fortkommenden Fische diese Entdeckung damals nicht so wichtig, — theils war aber der Erfinder auch ein Deutscher, der es ohnehin nicht recht versteht, etwas in die Welt hinauszuposaunen, oder das, was sein Nachdenken und sein Fleiß entdeckt hat, für das Leben nutzbar zu machen.

Die Sache blieb also über 70 Jahre liegen, bis vor 1837 einige Engländer und bald darauf auch Franzosen die Sache in die Hand nahmen, und wirklich in neuester Zeit auch die französische Regierung derselben eine große Aufmerksamkeit zugewendet hat.

Das dabei zu beobachtende Verfahren richtet sich natürlich ganz nach der Natur. Zwei Fischer in Frankreich hatten besonders in letzter Zeit wieder die Fische in der natürlichen Entwicklung beobachtet. Der Erfund ihrer Beobachtungen war folgender: Das Fischweibchen, z. B. die Forelle, kommt Mitte November die Flüsse herauf, macht, mit Kopf und Schwanz arbeitend, eine kleine Vertiefung nebst einer Art von Steindamm auf dem Kiesgrund der Bäche, wo möglich auch in geschützteren Uferbuchten oder hinter großen Steinen im Fluß, reibt sich dann mit dem Bauch auf den Steinen, und läßt nun in jene Vertiefung zwischen die Steine seine Eier, Laich genannt, fallen. Gleich darauf kommt das Fischmännchen. läßt in das Wasser über den Eiern seine Milch fließen, das Wasser trübt sich, aber schnell setzt sich die trübe Masse nieder, und das Wasser ist wieder klar wie vorher.

Nun sind die Eier befruchtet. Darüber sucht das Weibchen noch etwas Sand und Kies zu decken, damit die Eier sicherer liegen vor der Strömung und vor dem Schnabel der Raubvögel. Aus diesen so befruchteten Eiern schlüpfen dann nach mehreren Wochen die kleinen Fische, welche Anfangs noch aus der Eierblase, die ihnen am Bauche hangen bleibt, ihre Nahrung ziehen; bald aber, wenn auch noch sehr klein, ihre Nahrung selber suchen.

Auf diese und andere Beobachtungen gründete sich nun in allerneuester Zeit das Verfahren der künstlichen Fischzucht, deren Erfolge jetzt schon so überraschend sind, und welche für die Zukunft eine solche Wichtigkeit zu erlangen verspricht, daß sie wirklich eine Sache nicht allein Einzelner, sondern namentlich ganzer Gemeinden werden sollte, wie auch die französische Regierung sie durch die Begründung einer großartigen Anstalt der Art bei Hüningen zu der ihrigen gemacht hat.

Das bisherige am besten bewährte Verfahren dabei ist nun folgendes.

Gegen die Laichzeit verschafft man sich Fische, mit welchen man die Sache unternehmen will, und setzt sie in einem Wasserbehälter, einen kleinen Teich oder geschlossenen Bach, aus welchem man sie bequem herausfangen kann. Sodann thut man in ein gleich weites wohlgereinigtes Gefäß von Glas, Holz, Erbe, oder Blech etwa eine Maas klares Wasser. Jetzt nimmt man aus dem Wasserbehälter ein Weibchen, hält es mit der linken Hand an Kopf und Brust, und fährt nun mit der andern Hand, den Daumen auf die Bauchseite, die andern Finger auf den Rücken und in die Seiten gelegt, von vorn nach

hinten an dem Fisch hinunter, wodurch die Eier, gegen die Ausmündung hingeschoben, ausgebrückt werden, und in das darunterstehende Gefäß klaren Wassers fallen, in welchem sie jedoch nicht dicht übereinander liegen dürfen. Sind die Eier reif, so gehen sie leicht ohne besondern Druck ab, und ohne irgend welchen Schaden für das Weibchen. Geht sie nicht leicht ab, so setzt man den Fisch wieder in den Behälter und versucht die Entleerung nach einigen Tagen wieder. Doch darf man den Eierfisch nicht zu lange im engen Behälter lassen.

Bei großen Fischen müssen zwei oder selbst drei Personen einander helfen.

Sind etwa die Eier schon in dem Fisch verdorben, so kommt mit ihnen eine eiterige Materie heraus, welche das Wasser in dem Gefäß trübt, und die in's Wasser gefallenen Eier nehmen eine weißliche Farbe an.

Da aber auch mit gesunden Eiern immer ein Schleim abgeht, so muß man davon die Eier reinigen, ohne sie jedoch trocken liegen zu lassen.

Nun nimmt man ohne Zeitverlust ein Fischmännchen aus dem Behälter, drückt wie beim Weibchen die Eier, so diesem die Milch aus, welche, wenn sie reif ist, reichlich, weiß und dick wie Rahm ausfließt, und ebenfalls in das Gefäß mit den Eiern eingeträufelt wird, bis das Wasser etwa so aussieht wie Wolken. So können mit einem Männchen, wenn



Minuten stehen, und schüttet sodann die Eier, welche nun befruchtet sind, in den Brutkasten. Daß man nicht die Eier umrühren darf, hat seinen Grund darin, weil die Eier mancher Fische, z. B. des Barsches, in eine gallertartige Masse eingehüllt sind, die zum Gedeihen derselben nöthig ist. Andere Arten, Eier und Milch zu vermengen, übergehen wir.

So lassen sich also auf künstliche Weise befruchtete Fischeier (Laich) gewinnen, doch kann man auch Eier nehmen, welche im freien, natürlichen Zustande ihre Befruchtung erhalten haben.

Der Brutkasten ist nun aber die Hauptsache, jedoch so einfach, daß Jeder, der nicht ganz ungeschickt ist, sich ihn ohne große Mühe verfertigen kann.

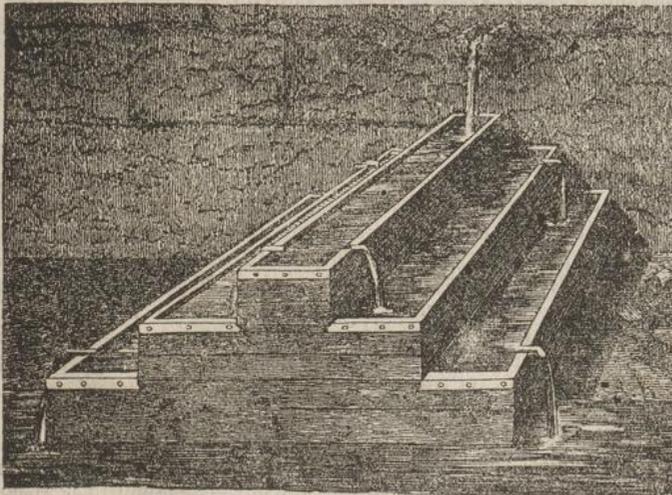
Dieser besteht nämlich aus einer Verbindung von wenigen oder mehreren Kanälen, so neben und aneinander gestellt, daß das Wasser, welches darin ungefähr einen Zoll hoch ist, fortwährend aus einem in den andern Kanal abfließt. In den obersten Kanal leitet man einen Wasserstrahl etwa von einem laufenden Brunnen, oder von einem sonst fließenden Gewässer.

Die Größe der einzelnen Kanäle richtet sich nach der Größe der Fischbrut, die darin gezogen werden soll.

In diese Kanäle fließenden Wassers bringt man nun auf feine Hürden von Weidengeflecht, mit einem kleinen Rand, die Eier, wenn man will in jeden Kanal von besonderer Fischgattung. Diese

man es wieder einen Tag ruhen läßt, mehrere Eierbruten befruchtet werden. Mit einem Pinsel oder Federchen rührt man nun die Flüssigkeit, nicht die Eier, sachte untereinander, läßt Alles zwei bis drei

Hürden mit den Eiern werden nur so tief in das Wasser der Kanäle eingelassen, daß die Eier, hübsch vertheilt, alle etwa einen Zoll unter Wasser liegen. Werden diese durch die Strömung zusammenge-



häuft, oder zeigt sich auf ihnen irgend Unreinigkeit oder Anwachsen von Wasserpflänzchen, so ordnet und reinigt man sie wieder vorsichtig mit einem feinen Pinsel.

Anstatt mehrerer solcher Kanäle fließenden Wassers, kann man auch ganz einfach einen langen durchlöchernten Fischkasten anwenden, der jedoch besser mit Zink oder Blei ausgelegt, oder von gebrannter Erde ist, weil ein ganz hölzerner nicht so reinlich gehalten werden kann. Jedenfalls muß das Wasser darin fließen.

Dazu braucht man nicht einmal wirklich fließendes Wasser, sondern man stellt den Brutkasten vor einen mit Wasser gefüllten Behälter, etwa einen Zuber, aus dem fortwährend ein kleiner Wasserstrahl fließt, der die Bewegung im Brutkasten erhält. Das Ganze stellt man in irgend einem gedeckten Raume auf, und wenn es nur ein Holzschopf wäre. Will oder kann man auch das nicht, so verschaffe man sich einfache flache Weidenkörbe, oder auch ganz durchlöchernte Holzkästen, befestigt sie halb unter Wasser in einen Bach, bringt die Eierbrut hinein, und deckt den Korb zu, dieselbe zu schützen, jedoch wo möglich auch mit einem Deckel von Flechtwerk, damit die Sonne auf die Eier wirken kann.

So kann man auf einem Ramm von etwa drei Fuß Länge und Breite 10,000 Eier ausschließen lassen.

Bald, oft wenige Tage nach der Befruchtung, entsteht im Innern der Eier, welche gut sind, eine etwas kreisförmig gebogene, vor dem Lichte dunkel erscheinende Linie. Diese Linie ist der Anfang zum Rückgrat des Fisches, an dem sich bald der Schwanz und der Kopf mit den großen Augenpunkten bildet. In kurzer Zeit fängt das Thierlein an, sich zu bewegen, dann öffnet sich das Ei, und der Kopf oder Schwanz, oder auch die Nabelblase kommt zum Vorschein. Nach mehreren Stunden entledigt sich das junge Thier ganz von seiner Hülle; die meisten Fische, wie die Forelle und Lachse, tragen die große Nabelblase noch eine Zeitlang mit sich umher. Die Zeit des Ausbrütens ist übrigens nach der Art der Fische sehr verschieden, bei den Hechten 8—15 Tage, bei den Lachsen 40—60 Tage. Schneller geschieht dies im weniger kalten und der Sonne ausgesetzten Wasser.

Während dieser Zeit ist die Anhäufung der Eier zu verhüten, schadhafte, etwa mit einer Art Schimmel überzogene zu entfernen, sonstiger Unrath, der sich darauf abgelagert hätte, mit einem feinen Pinsel zu entfernen. Das heißt, man muß die Eier beaufsichtigen, was bei einem Brutkasten, wie der oben dargestellte, am leichtesten und bequemsten ist. Auch vor Insectenlarven sind sie zu schützen.

Nach dem Ausschließen saften die Fischlein so lange sie noch die Nabelblase haben, das heißt, die junge Forelle vier, der Lachs sechs Wochen.

Von nun an müssen die jungen Fische ernährt werden, da ihre große Menge in dem Wasser allein nicht Nahrung genug findet.

Dies geschieht entweder mit ganz breiartig verhacktem und zerriebnem gefochtem Rindfleisch oder mit ebenso verkleinerten schlechten Fischen, wohl auch mit gefochtem Ochsenblut. Besonders zweckmäßig scheint es, die befruchteten Eier von geringeren Fischarten in dem Behälter der schon ausgeschlossenen jungen Fische ausschließen zu lassen, wodurch diesen ohne große Kosten und Mühe eine zuträgliche Nahrung geboten wird. Auch manche kleine Wasserthierchen, die im Frühjahr in den Sümpfen und Bächen sich finden, zerhackte Regenwürmer und dergleichen, sind ihnen eine willkommene Speise.

Je älter sie werden, desto leichter sind sie zu ernähren, und je länger man ihnen Nahrung gibt, desto schneller wachsen sie.

Man kann auf solche Weise, indem man die zarte, junge Fischbrut vor all den Unbilden und Gefahren bewahrt, welche ihrer Vermehrung im Freien hinderlich sind, nicht nur in eigenen größern Fischwassern einen unerschöpflichen Reichtum von Fischen für sich heranziehen, sondern, indem man die jungen Fische, wenn sie eine gewisse Größe erlangt haben, in die freien Gewässer aussetzt, wird man auch diese wieder mit dem harmlosen Geschlechte der Fische reichlich bevölkern, und diese Nahrungsquelle, welche jetzt an manchen Orten beinahe versiegt ist, wieder vermehren und so auch die Bäche und Flüsse wieder zu Ueberfluß bringenden Avern des Wohlstandes umwandeln.

Nicht nur die befruchteten Eier lassen sich feucht verpackt in weite Entfernungen versenden, sondern auch die jungen Fischlein kann man in schwimmenden Fischkästen auf Flüssen und Bächen weit hinein in's Land verschicken, und so Fischgattungen in Gegenden verpflanzen, wo sie ausgestorben sind, oder wo sie gar nicht vorkommen.

Jedenfalls ist die Sache von so großer Wichtigkeit, daß der Hinkende Vöte es für seine Pflicht gehalten hat, seine Leser davon zu unterhalten. Vielleicht wird Einer oder der Andere, der Freude daran findet, und der nicht alles gleich verwirft, was der Großvater nicht so gemacht hat, die gute Gelegenheit eines klaren Bächleins oder eines schönen Teiches bei seiner Wohnung nicht unbenuzt lassen, und die Sache einmal probiren. Es kostet ja nichts, als etwas Aufmerksamkeit und Sorgfalt, und das zur Winterszeit, wo der Leser manch überflüssig Stündlein hat, das er dazu verwenden kann. Zwar wird wohl der Vetter Michel und der Vetter Hans auch dazu stehen, und wird seine spöttischen Bemerkungen dazu machen; aber, wenn im Frühjahr die lustigen Forellen zu Hunderten und Tausenden im hellen Wasserlein spielen, und wachsen und gedeihen, dann wird das spöttische Gesicht der Kritiker sich

wohl in andere Falten ziehen, und der geschickte Mann, der sich um die Spötter nicht bekümmert hat, wird das Jahr drauf hinter einer Platte gebackener Forellen nun auch vergnüglich schmolzen, und wird zum Vetter Hans und Michel sagen: "Wer zuletzt lacht, lacht am besten."

Wer sich aber in der Sache noch genauer und ausführlicher belehren will, der lasse sich vom Buchhändler das Büchlein kommen, das den Titel führt: "Die neuesten und wichtigsten Verbesserungen in

der Fischzucht von Coste. Duedlinburg und Leipzig bei Vasse. 1853." Es kostet ein paar Sechser, und wird sich reichlich bezahlen.

Die Kartoffel.

Diese so nützliche und viel verbreitete Frucht gehört unter ein Pflanzengeschlecht, Nachschatten genannt, von dem sich mehrere Arten auch bei uns wild finden. Während aber die bei uns wild wachsenden



Arten giftige, rothe oder schwarze Beeren tragen, und meistens an ungebauten Orten auf Schutt und steinigten Flächen sich finden, liefert die eigentliche Kartoffel eine wohlgeschmeckende, nahrhafte Wurzelfrucht oder Knolle und wird sorgfältig angebaut.

Jetzt ist dieselbe so verbreitet, daß man wirklich nicht recht begreift, wie früher die Leute ohne dieselbe leben konnten, wenn man nicht wüßte, daß eben die Bevölkerung damals dünner gesät war, und trotzdem oft schlecht genug lebte. Zwar enthält die unreife Kartoffel auch ein schädliches Gift, und mit Recht wird von Polizei wegen darauf geachtet, daß man sie nicht zu jung zu Markt bringt, weil schon manches Unglück daraus entstanden ist; aber je reifer die Frucht wird, desto mehr zehrt sich dieses Gift auf.

Jetzt, wo allem Anschein nach die sieben magern Kartoffelfahre zu Ende sind, und mit Gottes Hilfe auch so bald nicht wieder kommen werden, dürfen wir wieder mit leichtem Herzen der Zukunft entgegen gehen, und — wer weiß, ob wir nicht dadurch gelernt haben, auch mit dieser edlen Gottesgabe hausväterischer zu Werke zu gehen, als früher der Fall war!

Mit Recht haben daher die Bewohner von Offenburg in der Ortenau ein Denkmal desjenigen Mannes in ihrer Stadt aufgestellt, welchem wir zum Theil wenigstens in Europa die Einführung der Kartoffel verdanken.

Dieser Mann war Franz Drake, dessen Bildsäule der berühmte und wakere Bildhauer Friedrich in Strassburg der Stadt Offenburg zum Geschenk gemacht hat, derselbe Künstler hat auch das schöne Denkmal Erwins in Steinbach bei Baden verfertigt, welcher der Baumeister des Strasburger Münsters und von Steinbach gebürtig war.

Des Drake's Denkmal wurde vor einigen Jahren in Offenburg feierlich eingeweiht, und auch der Künstler selbst war dabei.

Dem Drake also gebührt eine dankbare Erinnerung aller Kartoffeleßer, und wer unter uns gehört nicht dazu?

Die Kartoffel ist, wie wohl den meisten Lesern bekannt ist, ein ursprünglich besonders in Südamerika einheimisches und wild vorkommendes Gewächs. Man hat dort bereits viele Arten derselben gefunden, und im Ganzen gibt es gegen 300 verschiedene Sorten.

Vor etwa 300 Jahren lebte der schon genannte Franz Drake, ein berühmter englischer Seeheld, geboren 1545. Er war nicht nur ein kühner Held, wo es galt gegen die Feinde seines Vaterlandes England, besonders gegen das damals mächtige Spanien, die Zähne zu zeigen, und die stolzen Spanier wurden mit mancher harten Schlappe von ihm heimgeschickt, sondern er fuhr auch auf dem gefährvollen Elemente, das keine Balken hat, fest hinaus in die

unbekannte weite Welt, entdeckte manche Insel von der sich vorher Niemand etwas träumen ließ, brachte manches reich mit Schätzen beladene Schiff heim in die Seehäfen Englands, und machte als der erste unter den Engländern die Fahrt um die Welt Aber mehr als durch reiche Länder und schwere Goldladungen hat er durch die nach Europa gebrachte Kartoffel nicht nur seinem Vaterlande, sondern unserem ganzen Welttheil genügt. Und doch, wie leicht wäre für den Anfang wenigstens diese wichtige Gabe nutzlos weggeworfen worden! Denn, als im Jahre 1586 Drake einem vornehmen Herrn in seiner Heimath die Kartoffeln schickte, mit dem Bedenken, er solle sie pflanzen, und werde eine köstliche Frucht daraus erhalten, that der Freund wie ihm befohlen war.

Im Herbst nun läßt er die Frucht sammeln, und ladet eine große, vornehme Gesellschaft zu Tische. Da ging es hoch her, und seine Bissen aller Art kamen an die Reihe, und vom besten Nebensaft wurde aufgewariet. Gegen das Ende der Mahlzeit kam auch noch eine sorgfältig zudeckte Schüssel und der Gasthalter stand auf und hielt eine schöne Rede, wie ihm sein Freund der Weltumsegler Drake da eine neue Pflanze aus Amerika geschickt hätte, und wie die Anpflanzung derselben von gar großem Vortheile werden könne für ihr liebes Vaterland. Nun wurde das Gericht aufgedeckt, fein gebacken in Butter und reich bestreut mit Zucker und Zimmt, und ein jeder von den vornehmen Gästen bekam seine Portion davon und neugierig griffen sie alle zu. Aber, was gab's da auf einmal für lange Gesichter, wie sprang da einer an's Fenster, und der andere griff nach dem Glase, um sich den bösen Geschmack aus dem Munde zu waschen, und wie machte der Hausherr selbst ein verblüfftes Gesicht! Er konnte sich von seiner Berlegenheit und seinem Erstaunen kaum erholen. Am Ende kam er auf den Gedanken, ob ihm sein guter Freund etwa gar einen Poffen gespielt habe, und alle waren der Ansicht, die Speise passe vielleicht für den Magen eines amerikanischen Wilden, aber nicht für den eines Engländers, der noch immer etwas Besseres zu verzehren habe.

Nach der Entfernung der Gäste gab der Herr seinem Gärtner den Befehl, er solle das nichtsnutzige Gewächs austrotten und verbrennen.

Des andern Tages aber ging der Herr in seinem Garten spazieren, und machte sich noch nachträglich allerlei Gedanken über das Geschenk seines Freundes, und konnte sich den sonderbaren Spas des sonst ernsthaften Mannes nicht recht reimen.

Der Gärtner hatte allerhand Unkraut und Graswerk im Garten verbrannt, und warf, als alles verkohlt war, die Asche umher. Da trat der Herr auf eine schwarze Knolle, welche im Wege lag, und siehe da, inwendig war sie weiß und mehlig, und als er sie aufhob, duftete sie ihm gar lieblich in die Nase.

Auf sein Befragen beim Gärtner sagte dieser, es seien im Boden an den Wurzeln des amerikanischen Krautes viele solcher Knollen gehangen, die habe er mit dem ganzen schlechten Kraut in's Feuer geworfen.

Dem Herrn aber ging jetzt erst das rechte Licht auf, und er ließ die gebratenen Vögel sorgfältig sammeln, und die Erde, wo die Pflanzen gestanden waren, umgraben, und lud bald darauf die Gäste abermals zu sich. Die machten nun freilich auch ganz andere Gesichter, als ihnen der Herr die Sache erklärte und zum Beweis das köstliche Gericht aufstellte. Das Unrecht, das man dem wackeren Drake angedichtet hatte, wurde ihm in Gedanken abgetreten und mehr als ein Glas auf seine Gesundheit geleert.

Um dieselbe Zeit wurden die Kartoffeln in Irland, Schottland, Holland angepflanzt, 1616 kamen sie als eine besondere Seltenheit auf die königliche Tafel in Paris, 1650, also vor 200 Jahren, baute man sie zuerst in dem sächsischen Voigtland an, und seit der Zeit hat sich diese köstliche Pflanze nach und nach über ganz Deutschland verbreitet. 1708 finden wir sie in Mecklenburg, 1716 in Schweden, und erst 1782 in den kältesten Gegenden Rußlands bis nach Asien hinein.

Im Jahre 1710 wurden der Religion wegen viele evangelische Christen, Waldenser genannt, aus Italien, aus den piemontesischen Thälern vertrieben. Die armen Leute wanderten aus in andere Gegenden, suchten sich eine neue Heimath, wo man vernünftig genug war, Niemand um des Glaubens willen zu verfolgen, und fanden in deutschen Ländern, in Preußen, in Hessen, Württemberg und Baden eine gastliche Aufnahme. Sie bildeten in unserm Lande eigene Gemeinden in der Gegend von Karlsruhe, Durlach und Pforzheim, und brachten nicht nur fleißige Hände und dankbare Herzen, sondern auch die Kartoffel, die von nun an auch bei uns heimisch wurde.

Obwohl diese Pflanze in wärmeren Gegenden zu Hause ist, so gedeiht sie doch beinahe unter jedem Himmelsstrich und mehr oder weniger in jedem Boden, ist, trotz der schlimmen Erfahrungen der letzten Jahre, weniger dem Miswachs ausgesetzt, als andere Nahrungspflanzen, und darum zum Hauptnahrungsmittel unseres Volkes geworden. Hoch und nieder, reich und arm hat sie auf seiner Tafel und von der kunstlos zubereiteten Schüssel voll, die der Schwarzwälder wie der Hanauer auf den Tisch leert, und mit Sauermilch oder Salz verzehrt, bis zu den feinsten Gerichten, die davon auf die üppigsten Tafeln gebracht werden, hat die Kochkunst hundertfältige Gelegenheit gefunden, in den verschiedensten Zubereitungen ihre Erfindungsgabe zu beweisen.

Vielfach wird sie auch unter Mehl gemischt, Hinf. Bote 1855.

zu Brod verbacken, zu Stärke und Puder verarbeitet, und — sollen wir sagen, leider oder nicht leider? zu Branntwein verwendet. Denn allerdings ist das Branntweintrinken an gar manchen Orten zum schändlichen, verderblichen Laster geworden, und mancher, der sonst ein braver Mann geblieben wäre, hat dadurch früher oder später ein elendes Ende genommen; aber es gibt doch auch Gegenden, wie im nördlichen Deutschland, wo der Wein entweder gar nicht wächst, oder so schlecht, daß man nach jedem Schluß den Magen schütteln muß, damit er einem kein Loch hineinfrisst, es gibt doch auch harte Arbeiten, es gibt Stände, wie der Soldatenstand im Felde, wo eben fast kein anderes Mittel dem Mann auf die Beine helfen will, als so ein Gläslein Gebranntes. Und so heißt's denn auch hier, wie so oft, nach beiden Seiten hin, allzuviel ist ungesund, und allzuspiz sticht nicht, und allzuscharf hurt nicht.

Auch gegen den übermäßigen Genuß der auf gewöhnliche Weise zubereiteten Kartoffeln haben die Aerzte manche Einsprüche erhoben, und besonders behauptet, die jetzt so häufige Drüsen- und Scrofelfrankheit bei Kindern käme davon her, — nun, da muß eben eine vernünftige Mutter ab- und zugeben wissen, — und — aber das sage ich dem geneigten Leser nur in's Ohr — die Aerzte wissen auch nicht alles.

Darum, lieber Leser, wenn du wieder einmal nach dem freundlichen Städtlein Offenburg kommst, so bleibe nicht nur beim gesprächigen Wirth und beim feurigen Klingelberger sitzen, sondern gehe hinaus auf den schönen schattigen Lindenplatz, und betrachte dir das schöne steinerne Denkmal, das dabei steht, und gedenke mit dankbarer Erinnerung des Namens, der seitdem mit seiner Gabe schon so manchen knurrenden Magen zufrieden gestellt, schon so manche arme Familie vom bitteren Hunger gerettet hat.

Die Schnepfen.

In ein Wirthshaus der Stadt Basel kam vor einiger Zeit ein Reisender, der war noch nicht viel draußen gewesen in der Welt, und hatte die Beine nicht viel unter fremde Tische gestreckt, aber Geld hatte er wie Laub, und, wenn auch sein Kopf nicht gerade am Besten ausgestattet war, so besaß doch sein Magen alle guten Eigenschaften, die man von ihm verlangen konnte.

Das hatte ihm denn auch der Kellner bald abgemerkt, und als der Herr nach Schnepfen fragte, mit dem Bemerkten, er wolle doch auch in seinem Leben einmal das essen, so brachte ihm der Oberkellner, der gerade keine Schnepfen vorrätig hatte, ein Paar gebratene Krammetsvögel. Krammetsvögel sind auch kein übler Bissen, und sie mundeten unserem Gaste ganz vorzüglich.

Nachdem er sich die alte Stadt etwas beschaut, setzte er sich in den Postwagen, und fuhr weiter hinein in's Schweizerland.

In Zürich ist, nachdem er die Wirthsstube betreten, sein Erstes, daß er fragt: Gibi's keine Schnepfen? Zu dienen! war die Antwort. Bald kam denn auch so ein feines Schnepflein auf den Tisch, diesmal aber ein ächtes. Kaum hat es der Gast gesehen, so fährt er auf: Schnepfen habe ich bestellt, Kellner! Ja wohl Herr, hier steht sie!

Hält er mich für einen Esel, Herr Oberkellner, meint er, ich kenne die Schnepfen nicht? Der Kellner mochte versichern so viel es konnte, es sei eine ächte und leibhaftige Schnepfe, mochte noch so oft ihm den langen dünnen Schnabel zeigen, den ja nur die Schnepfe hätte, da half Alles nicht, der Fremde erklärte, er habe erst gestern in Basel Schnepfen gegessen, und er lasse sich kein A für ein U machen. Da rief der Kellner einen andern Gast zu Hilfe, den nannte er Professor, und da auch dieser die Aussage des Kellners bestätigte, so gab er sich endlich zur Ruhe, denn er hatte schon manchmal gehört, ein Professor sei ein Mann, der Alles wisse, und Alles besser als andere Leute. Item er aß auch das Zürcher Schnepflein mit gutem Appetit, und als er heimkam von seinen Reisen, erzählte er dem hinkenden Boten, die Schnepfen hätten in Basel kurze und in Zürich lange Schnäbel.

Die ersten Häringe.

Der Mann mit den lang und kurzchnäbeligen Schnepfen kam auch einmal nach Basel zu einem guten alten Bekannten, der erzählt ihm, so eben habe er von einem Freunde aus Holland ein Duzend Häringe erhalten, eine wahre Rarität, denn sie seien vom ersten Schiff, das in Holland vom Häringefang zurückgekommen, und von dem, alter Sitte gemäß, der König von Holland immer den ersten und schönsten bekommt, und damit wickelte er dem Freunde einen von den schönsten sorgfältig in ein Papierlein und machte ihm denselben zum Geschenk. Der Beschenkte begibt sich von da in ein Gasthaus, ruft den Kellner bei Seite, gibt ihm den Häring, daß er denselben hübsch zubereite, bestellt sich Essig und Del dazu und ein Schöpflein Vierunddreißiger Markgräfler.

Wie er so am Tisch sitzt, sieht er zu seiner Rechten und zu seiner Linken zwei fremde Herren sitzen, und ganz gemüthlich einhauen. Denen schmeckt's, denkt er bei sich, aber sie haben doch keinen frischen Häring, wie ich und der König von Holland.

Bald kommt der Häring, sein zierlich gepußt, ausgegräthet und in zwei Hälften zerlegt.

Der gute Freund legt sich hübsch ordentlich die Serviette ober Salvet, wie's die Landsleute des

hinkenden Boten nennen, über seine nagelneuen Hosen zurecht, und greift nach der Gabel, — da, — o Schrecken! sieht er plötzlich des Häringes eine Hälfte an einer Gabel zur Rechten, die andere zur Linken durch die Luft sich bewegen, und während er bald rechts, bald links begreiflich machen will, daß der Häring sein rechtmäßiges Eigenthum sei, und eine ganz besondere Seltenheit, ist beiderseits schon eine halbe Hälfte in den ungestört fortarbeitenden Kautwerkzeugen seiner lieben Nachbarn verschwunden, und als auch das andere bis zum Schwänzlein ebenso schnell versorgt war, sprachen die Weiden: I do not understand, das heißt zu deutsch: Ich verstehe nicht. Was war da zu machen? Englisch verstanden der Beraubte und der Kellner nicht, deutsch verstanden die beiden Engländer nicht, also fügte er sich stillschweigend in sein Mißgeschick, bestellte sich zu seinem Essig und Del ein Stücklein kalten Kalbsbraten, und ging von dannen, wenigstens mit einem Gewinn, nämlich mit der Lehre, daß mit den Engländern nicht gut keirschen essen ist, und daß sie auch große Liebhaber von frischen Häringen sind



Ein Harzreisender besuchte den Mädchen-Sprung. „Hier“, sagte ihm der Führer, „hat sich ein Mädchen herunter gestürzt.“ „Aus Melancholie?“ — „Nein, aus Quedlinburg.“



Ein sehr kurzschäftiger Jagdliebhaber hielt einen vor sich sitzenden Hasen für einen Treiber-Jungen, und rief diesem ängstlich zu: „Geh weg, Kleiner! hier wird geschossen.“



Ein Schuster hatte beim Pastor die Taufe bestellt, und kam mit dem Kinde und den Paten in die Kirche. — „Über lieber Freund“, bemerkte der Pastor, „er hat mir ja noch nicht gesagt, wie der Knabe heißen soll.“ — „Daran habe ich selber nicht gedacht, nu wie soll ich'n denn nennen, Herr Pastor?“ — „Nun so gebt ihm doch Euren Namen. Verwundert sieht ihn der Bauer an: „Nun meinetwegen, so los ich derwelle so rum.“



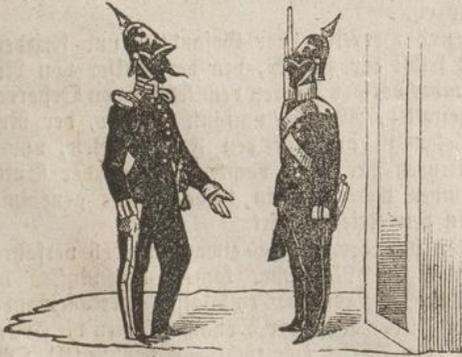
Zwei Handwerksburschen gingen in eine Menagerie, der Eine konnte seine Verwunderung über den Bastard eines Hundes und einer Katze nicht genug an den Tag legen. „Was ist denn das weiter“, entgegnete der Andere, „ich habe einmal einen Müller gesehen, dessen Sohn war ein Schornsteinfeger.“



Ein Landjunker von vielen Ahnen und wenig Mutterwitz, der nach Wien gereist und daselbst krank geworden war, schickte nach dem Arzte. Dieser verordnete ihm eine Mixtur mit der Anweisung, so gleich einen Löffel voll davon zu nehmen und damit fortzufahren. Der Patient gehorchte buchstäblich, setzte sich sowie er die erste Dosis eingenommen hatte, in seinen Wagen und fuhr ohne Unterbrechung eine starke Tagereise weit auf seine Heimath zu. Von hier aus fragte er schriftlich bei dem Arzte in Wien an: „Ich bin bereits 8 Meilen weit gefahren, soll ich noch weiter fahren?“



„Gestern hättest Du sollen mit auf der Kernse sin“, sagte ein Bauernjunge zu einem andern, „da hatten mer solchen fetten Schweinebraten, daß mer'n nicht essen konnten.“ — „Nu, was machtest 'r denn da?“ fragte der andere, „Nu, mer aßen nen buch.“



„Nichts Neues?“ fragte ein Offizier der Kunde, die Schiltwache. — „Nein, Herr Lieutenant, wissen Sie nichts?“



„Wo gehst du hin“, rief einer seinem vorübergehenden Freunde, dessen Frau gefährlich krank war, zu. „Ich gehe zum Arzte, meine Frau gefällt mir gar nicht!“ — „Ich gehe mit, meine gefällt mir auch nicht.“